Lebenszeugnisse – Leidenswege

HANNELORE HAHN

„AUF DEM WEG ZU DEN SCHWÄNEN“

Autobiografische Erinnerungen einer Dresdner Jüdin

Bearbeitet und eingeleitet von
Lilli Ulbrich und Anke Geier

Lebenszeugnisse – Leidenswege

Heft 20

HANNELORE HAHN

„Auf dem Weg zu den Schwänen“

Autobiografische Erinnerungen einer Dresdner Jüdin

Bearbeitet und eingeleitet von
Lilli Ulbrich und Anke Geier

Dresden 2008

Lebenszeugnisse – Leidenswege
Eine Heftreihe herausgegeben
von Klaus-Dieter Müller und Clemens Vollnhals
im Auftrag der Stiftung Sächsische Gedenkstätten
zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft
in Zusammenarbeit mit dem
Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e.V.
an der TU Dresden

Heft 20

© Stiftung Sächsische Gedenkstätten
zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft
(2008)

Titelfoto:
Titelfoto: Hannelore Hahn, ca. 1930 / 31
(fotografiert von Genia Jonas)

Gestaltung und Satz: CCP Kummer & Co GmbH, Dresden
Druck: Stoba-Druck, Lampertswalde
Printed in Germany

ISBN 978–3–934382–21–3

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Einleitung	9
Stammbaum Hannelore Hahn	18
Auf dem Weg zu den Schwänen. Eine Erinnerung von Hannelore Hahn	21

Vorwort

„Die einzige konkrete Geschichte, die sich bewahren läßt, bleibt diejenige, die auf persönlichen Erinnerungen beruht.“[1]

In der vorliegenden Autobiografie beschreibt die Dresdner Jüdin Hannelore Hahn ihre Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus – Erinnerungen an eine Zeit des Ausbruchs aus einer Lebenswelt, die bis dato als sicher und glücklich empfundenen wurde. Geboren im Jahr 1926, verbrachte die Autorin ihre Kindheit in Dresden und erlebte bereits in jungen Jahren die einschneidende Erfahrung der Ausgrenzung jüdischer Mitbürger aus der deutschen Gesellschaft.

Die Geschichte ihrer Familie kann ebenso als beispielhafte Chronik der assimilierten deutschen Juden gelesen werden. Um dies zu veranschaulichen, wird vorab der historische Rahmen, verknüpft mit biografischen Notizen, dargestellt.

Die Emigration der Familie nach Amerika erwies sich, oberflächlich betrachtet, als Rettung vor der Shoa. Doch die von der Autorin traumatisch erlebte Situation, das „Herausgerissen-Werden“ aus einer „heilen“ Welt, kurz: den mit der Rettung verbundenen Identitätsverlust empfand sie als besonders schmerzlich. Frau Hahn bemüht sich zeitlebens, diesen „Ballast schädlicher emotionaler Ablagerungen“[2] durch erinnerndes Schreiben abzustreifen.

Die Erinnerungen sind 1982 in Amerika unter dem Titel „On the Way to Feed the Swans“ erschienen.[3] Hiermit werden sie auch im Deutschen veröffentlicht. Gesine Scholz aus Dresden hat das Buch aus dem Englischen übersetzt. Die redaktionelle Arbeit haben Lilli Ulbrich, Projektleiterin des Arbeitskreises Gedenkbuch[4], und Anke Geier, Historikerin, übernommen. Zusammen mit den Memoiren von Henny Brenner, Johanna Krause, Friedrich Salzburg und natürlich den Tagebüchern Victor Klemperers ergänzt das Buch die Erinnerungsliteratur der einst in Dresden lebenden jüdischen Bürger um eine weitere Perspektive.[5]

1 Vgl. Saul Friedländer, Das Dritte Reich und die Juden, Bd. 1, Die Jahre der Verfolgung 1933–1939, München 1998, S. 16.

2 Hannelore Hahn, „In my own words: My return to Dresden”, Rubrik im Network Journal der International Women`s Writing Guild, September/Oktober 2004, übersetzt von Anke Geier. (http://www.iwwg.com/index.php?page=870).

3 Hannelore Hahn, On the Way to Feed the Swans. A memoir by Hannelore Hahn, New York 1982. Das Buch war 1983 für den „American Book Award” nominiert.

4 Der Arbeitskreis Gedenkbuch der Gesellschaft Christlich-Jüdischer Zusammenarbeit Dresden e.V. hat u.a. 2006 das „Buch der Erinnerung. Juden in Dresden deportiert, ermordet, verschollen 1933–1945“, herausgegeben. Es enthält die Namen und Daten der durch die nationalsozialistischen Rassegesetze verfolgten Juden in Dresden und Umgebung.

5 Henny Brenner, Das Lied ist aus. Ein jüdisches Schicksal in Dresden, Zürich 2001; Johanna Krause, Zweimal verfolgt. Eine Dresdner Jüdin erzählt, Berlin 2004; Friedrich Salzburg, Mein Leben in Dresden vor und nach dem 30. Januar 1933. Lebensbericht eines jüdischen Rechtsanwaltes aus dem amerikanischen Exil im Jahr 1940, Dresden 2001; Victor Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945, 2 Bände, 9. Auflage, Berlin 1997.

Einleitung

Die Autorin der vorliegenden Erinnerungen lebte zwischen 1926 und 1937 in Dresden. Die Geschichte ihrer Familie steht stellvertretend für die vieler assimilierter Juden: Sie trugen mit ihrem kulturellen, wissenschaftlichen und kaufmännischen Engagement erheblich zur Entfaltung der deutschen Gesellschaft bei, dennoch waren sie nie gänzlich integriert: Sie blieben Juden in Deutschland.

Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde der Prozess der Emanzipation der deutschen Juden durch eine Reihe von Edikten ausgelöst, die zu einer Erleichterung der Lebensbedingungen führten. Die Assimilierung in die deutsche Gesellschaft erschien nun möglich: Man konnte die Ghettos verlassen und ergriff Berufe, die vom industriellen Wachstum begünstigt waren.[1] Zudem stellten die deutschen territorialstaatlichen Regierungen den Juden mit der aufklärerischen Bildungsidee ein aussichtsreiches Integrationsinstrument zur Verfügung: Bildung avancierte zum wesentlichen Mittel des sozialen Aufstiegs und der gebildete Bürger wurde, auch im innerjüdischen Diskurs, zum zentralen Leitbild.[2] Die Teilhabe am neuen kulturellen und sozialen System war an keinerlei formale Voraussetzungen gebunden, sie erforderte nicht einmal die generelle Trennung von den jüdischen Wurzeln.[3]

Endgültige Gleichberechtigung, zumindest in rechtlicher Hinsicht, brachte das Gesetz des Norddeutschen Bundes vom 3. Juli 1869, welches die Bürgerrechte als „vom religiösen Bekenntnis unabhängig" definierte.[4] Die Diskriminierungen waren zwar noch nicht vollends beseitigt, der Antisemitismus reduzierte sich aber merklich. In zunehmenden Maße zeigten sich die Juden als Bestandteil des öffentlichen Lebens. Ihnen war es fortan möglich, wirtschaftlichen und beruflichen Erfolg sowie soziale Anerkennung zu erlangen.[5] Doch die vollständige politische und gesellschaftliche Integration blieb ihnen verwehrt.

Die „kollektiven Bemühungen um Anpassung", wie es Saul Friedländer ausdrückt, führten allerdings zur einschneidenden Umgestaltung jüdischer Identität im religiösen und weltlichen Bereich. Ohne es zu beabsichtigen, wurde eine

1 Vgl. Reinhard Rürup, Jüdische Geschichte in Deutschland. Von der Emanzipation bis zur nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. In: Dirk Blasius/Dan Diner (Hrsg.), Zerbrochene Geschichte. Leben und Selbstverständnis der Juden in Deutschland, Frankfurt am Main 1991, S. 88 f; zur Emanzipation der jüdischen Gemeinde Dresden: Simone Lässig, Jüdischer Alltag zwischen Wandel und Beharrung. Zur kulturellen und religiösen Praxis einer „verspäteten" Gemeinde in der Frühphase der Emanzipation. In: Jüdische Gemeinde zu Dresden (Hrsg.), Einst und jetzt. Zur Geschichte der Dresdner Synagoge und ihrer Gemeinde, Dresden 2001, S. 56–69.

2 Simone Lässig, Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg im 19. Jahrhundert, Göttingen 2004, S. 657 f.

3 Ebenda, S. 658.

4 Peter Pulzer, Der Anfang vom Ende. In: Arnold Paucker/Sylvia Gilchrist/Barbara Suchy (Hg.), Die Juden im Nationalsozialistischen Deutschland. The Jews in Nazi Germany 1933-1943, Tübingen 1986, S. 5 f.

5 Ebenda, S. 6 f.

jüdische Subkultur geschaffen, die zwar die Integration in die deutsche Gesellschaft forcierte, aber, auch infolge von Missgunst ob ihres rasanten sozialen und ökonomischen Aufstiegs, zur neuerlichen Trennung führte.[6]

In Bad Hersfeld, wo Hannelores Vater geboren wurde, galt seit 1866 das uneingeschränkte Niederlassungsrecht für Juden. Zahlreiche jüdische Familien aus den umliegenden „Judendörfern" zogen daraufhin in die Kleinstadt. So auch die Familie Hahn, die sich aus Rhina in Bad Hersfeld niederließ.[7] Jakob Hahn, Hannelores Großvater, war in Bad Hersfeld seit 1895 als Bankier tätig. Sozial und gesellschaftlich sehr aktiv, konnte er 1927 sein 25-jähriges Dienstjubiläum als Kreisvorsteher der Israelitischen Gemeinden des Kreises Hersfeld feiern.

Jakob und Julia Hahn hatten vier Kinder: Isfried, Arthur, Rudi und Bettina. Der älteste Sohn Isfried blieb in Bad Hersfeld und arbeitete in der Bank des Vaters. Seine drei Geschwister zog es nach Dresden.

Arthur, der zweitälteste Sohn der Hahns und Vater von Hannelore, wurde 1899 in Bad Hersfeld geboren. 1916 meldete er sich, wie so viele deutsche Juden, freiwillig zum Kriegsdienst. 1919 kehrte er aus französischer Kriegsgefangenschaft zurück und engagierte sich als zweiter Vorsitzender des hessischen Landesverbandes leidenschaftlich im „Reichsbund jüdischer Frontsoldaten" in Bad Hersfeld. Die Zielsetzung des Reichsbundes war die Abwehr antisemitischer Verleumdungen: Den Juden wurde vorgeworfen, sie seien Schuld am verlorenen Krieg und an der Novemberrevolution Die Vereinigung berief sich dabei auf die Tatsache, dass im Ersten Weltkrieg etwa 85.000 deutsche Juden für Deutschland gekämpft hatten, von denen 12.000 fielen. Der Verein hatte zwischen 30.000 und 40.000 Mitglieder, unterteilt in 500 Ortsgruppen.[8]

Hannelores Vater hielt gerne Reden für den „Reichsbund jüdischer Frontsoldaten", so unter anderem zur Einweihung eines Gefallenendenkmals in Hersfeld im September 1925. Die Jüdisch-liberale Zeitung berichtete am 4. September 1925: *„Hersfeld. Hier wurde kürzlich ein Denkmal für die im Kriege 1914/1918 gefallenen Helden eingeweiht. Bei der Enthüllungsfeier war auch die hiesige Ortsgruppe des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten vollzählig erschienen. Bei der Kranzniederlegung sprach der Vorsitzende Dr. Hahn markante Worte, die den hier zahlreich vertretenen Hakenkreuzlern hoffentlich im Gedächtnis bleiben. Dr. Hahn sagte: ‚Es gibt keine Worte, für die Opfer zu danken, und es gibt keinen Dank für die, die da sanken – für uns! Auch die israelitische Gemeinde hatte durch ihren Vorsitzenden Jakob Levy einen Kranz niederlegen lassen. Dabei richtete der auch als ehemaliger Frontkämpfer hervorragend beteiligte Sprecher der Gemeinde an alle Teilnehmer der Feier die Mahnung, sich als Brüder und Deutsche zu fühlen. Beide Reden machten auf alle Zuhörer nachhaltigen Eindruck."*[9]

6 Vgl. Friedländer, Das Dritte Reich und die Juden, Bd. 1, S. 94 f.
7 Vgl. zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Bad Hersfeld folgende URL: http://www.alemannia-judaica.de/bad_hersfeld_synagoge.htm (letzter Zugriff: 25.8.2008).
8 Vgl. Ulrich Dunker, Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten 1919–1938. Geschichte eines jüdischen Abwehrvereins, Düsseldorf 1977; Andreas Kleine-Kraneburg (Hrsg.), Jüdische Soldaten in deutschen Armeen. Dokumentation der gleichnamigen Tagung, Sankt Augustin 2008.
9 Jüdisch-liberale Zeitung, 5. Jahrgang, Heft 36 vom 4.9.1925, S. 7.

Für seinen Einsatz im Ersten Weltkrieg wurde Arthur Hahn mit dem Eisernen Kreuz dekoriert. Von 1919 bis 1923 studierte er an der Universität Würzburg Jura und promovierte zum Thema „Die strafrechtliche Stellung der Kriegsgefangenen. Eine völkerrechtliche Betrachtung". Die prägenden Eindrücke, die er während seiner Kriegsgefangenschaft machte, flossen demnach in seine späteren Lebensentscheidungen ein.

Hannelores Mutter Helene kam aus Olmütz in Mähren, der heutigen Tschechischen Republik. Sie wurde 1903 geboren. Ihre Eltern waren Luise und Leonhard Brach. Hannelores Urgroßvater Hermann Brach hatte in Olmütz eine Malzfabrik gegründet, die ihr Großvater Leonhard bis 1922 leitete. Dann siedelten Helenes Eltern nach Dresden über, da Leonhard eine zweite Malzfabrik erworben hatte, die „Elbschloss Malzfabrik" in Schöna bei Dresden. Leonhards jüngerer Bruder Robert führte ab 1922 die böhmische Malzfabrik, die aber unter Leonhards Vorsitz verblieb.

Für Leonhard Brach war es seine erste Verbindung nach Deutschland. In Dresden wurde eine vornehme Villa im neoklassizistischen Stil auf der Bergstraße Nr. 16 der Stammsitz der Brachs. Das Haus in der Bergstraße wurde während der Bombenangriffe auf Dresden zerstört.

Wie man im Buch erfahren kann, war die Ehe zwischen Arthur Hahn und Helene Brach arrangiert. Nach der Heirat im Februar 1926 lebte das junge Paar in Dresden. Arthur Hahn wurde Handelsvertreter der „Elbschloss Malzfabrik", führte die Firma finanziell und sorgte für Devisen. Die Zusammenarbeit mit seinem Schwiegervater war eng und von Vertrauen geprägt. Arthur Hahn hatte mit Freude diesen Berufswechsel vollzogen. Sein Jurastudium half ihm bei der Regelung der geschäftlichen Abläufe, und Leonhard Brach sah die Firma in Schöna durch seinen Schwiegersohn hundertprozentig vertreten. Auch Arthurs Bruder Rudi war ab 1930 in Leonhard Brachs Fabrik beschäftigt: er wirkte als Direktor und Prokurist der „Elbschloss Malzfabrik" in Schöna.

Hannelore wurde als erstes Kind der jungen Familie Hahn am 9. November 1926 in Dresden geboren und wuchs in einem bürgerlichen Umfeld auf. Hannelore war eingebunden in eine finanziell abgesicherte Welt, umgeben von liebevollen Eltern und Hausangestellten, die sie als Vertrauenspersonen ansah und die für sie wichtig waren.

Gesellschaftlich gehörte die Familie der oberen Mittelschicht an. Arthur Hahn engagierte sich als Mitglied der Fraternitasloge in Dresden.[10] Hannelore schildert ihn als zärtlichen Vater, der seine Tochter innig liebte und verwöhnte.

Um 1930 entdeckte Hannelore auf der Bergstraße Nr. 16 ein großes hölzernes Grammofon mit amerikanischen Schallplatten: Tanzmusik aus Hollywood! Sie fing an zu tanzen und ging bereits mit vier Jahren zum Ballettunterricht. Mit großem Stolz ließ der Vater seine begabte kleine Tochter vortanzen.

10 Die Dresdner Fraternitasloge, 1885 gegründet, wurde 1933 von den Nationalsozialisten verboten. Die 80 Mitglieder unterstützten gesellschaftliche, wirtschaftliche und soziale Belange, die Schwesternloge nahm sich vor allem in Not geratenen Mädchen und Frauen an.

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Januar 1933 wurde die Gleichberechtigung durch die schrittweise Entrechtung und gesellschaftliche Ausgrenzung der deutschen Juden wieder rückgängig gemacht.[11] Die demographische Verteilung der jüdischen Bevölkerung gestaltete sich 1933 wie folgt: Es lebten 525.000 Juden in Deutschland, davon über zwei Drittel in den Großstädten.[12] Die jüdische Bevölkerung machte nie mehr als ein Prozent der Gesamtbevölkerung aus, eine vergleichsweise kleine Minderheit. In Sachsen konzentrierten sich die 20.584 Juden, das waren 0,4 Prozent der Gesamtbevölkerung, auf die Großstädte Leipzig, Chemnitz und Dresden.[13] Über die Hälfte zählte der beruflichen Stellung und dem Einkommen nach zur Mittelschicht. Sie waren vor allem im Sektor Handel und Verkehr beschäftigt, als Inhaber kleiner und mittlerer mittelständischer Betriebe.[14]

Schon vor der ersten öffentlichen Maßnahme der Nationalsozialisten gegen die jüdischen Mitbürger, dem zum 1. April 1933 ausgerufenen reichsweiten Boykott gegen Einzelhandelsgeschäfte und Warenhäuser, Arztpraxen und Anwaltskanzleien, kam es in Dresden zu Aktionen gegen Geschäfte jüdischer Inhaber, zu Straßenterror und zu Übergriffen von einzelnen SA-Trupps.[15] Als nur ein Beispiel vorauseilenden Gehorsams wies das Personalamt der Dresdner Stadtverwaltung am 1. April an, Beschäftigte „jüdischer Rasse“ sofort zu entlassen.[16]

Mit dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufbeamtentums“ vom 7. April 1933 begann die staatliche Diskriminierung der Juden. Es kam zu Arbeitsverboten jüdischer Beamter, Juristen und Ärzte. Auch die im kulturellen Bereich tätigen Juden wurden aus ihren Engagements verdrängt, entlassen oder erhielten keine Verträge mehr.[17]

Die völlige Entrechtung der Juden erfolgte durch die „Nürnberger Gesetze“: das „Reichsbürgergesetz“ und das „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ von September 1935. Dieser vollständige Ausschluss der deutschen Juden von den Rechten als Staatsbürger machten die Emanzipation endgültig rückgängig und gleichzeitig den Weg frei zur späteren physischen Vernichtung.[18]

Die folgenschweren Veränderungen betrafen auch die assimilierten Hahns. 1933 wurde der hochbegabten Hannelore, aufgrund ihrer jüdischen Herkunft, verboten, an der notwendigen tänzerischen Ausbildung für die Zulassung zum „Corps de Ballet“ der Semperoper teilzunehmen. Privatunterricht bei Fräulein Dehmann war die einzige Möglichkeit der Förderung. Hannelore besuchte ab 1932 zunächst die Volksschule im „Schweizer Viertel“ von Dresden, später dann die Jüdische Schule neben der Synagoge in der Altstadt.

11 Rürup, Jüdische Geschichte, S.100 f.
12 Vgl. Avraham Barkai, Vom Boykott zur „Entjudung“. Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im Dritten Reich 1933–1943, Frankfurt am Main 1988, S. 11 f.
13 Vgl. Steffen Held, Von der Entrechtung zur Deportation. Die Juden in Sachsen. In: Clemens Vollnhals (Hrsg.), Sachsen in der NS-Zeit, Leipzig 2002, S. 202.
14 Vgl. Barkai, Vom Boykott zur „Entjudung“, S. 12.
15 Vgl. Held, Juden in Sachsen, S. 205.
16 Ebenda.
17 Ebenda, S. 211. Siehe auch: Agata Schindler, Aktenzeichen „Unerwünscht“. Dresdner Musikerschicksale und nationalsozialistische Judenverfolgung 1933–1945, Dresden 1999.
18 Vgl. Wolfgang Benz, Flucht aus Deutschland. Zum Exil im 20. Jahrhundert, München 2001, S. 54.

Bereits Jahre zuvor, in den politischen Krisenjahren nach dem Ersten Weltkrieg, kam es zu Anfeindungen, Demütigungen und gewalttätigen Übergriffen gegen Juden. Hannelores Vater bekam in seiner Geburtsstadt schon frühzeitig den latent vorhandenen Antisemitismus innerhalb der deutschen Gesellschaft zu spüren. Am 20. März 1925 veröffentlichte die Jüdisch-liberale Zeitung folgenden Artikel: *„Hersfeld. Unsere Luxusstadt scheint sich immer mehr zum Tummelplatz völkisch eingestellter Radaubrüder entwickeln zu wollen. Nachdem kürzlich die Synagogenschänder wegen ihrer antisemitischen Exzesse gerichtlich bestraft worden waren, hatten sich abermals drei junge Maulhelden arischen Geblüts vor dem Richter zu verantworten. Es wurde ihnen zur Last gelegt, in einem Café den jüdischen Dr. H. und seine Begleiter provoziert und – nachdem sie vom Wirt aus dem Lokal gewiesen worden waren – vor dem Hause den Genannten aufgelauert und ihn in unflätiger Weise angerempelt zu haben. Glimpflicherweise kamen die Völkischen mit geringen Geldstrafen davon. Mit Genugtuung ist's zu begrüßen, dass die hiesige Ortsgruppe des Landesverbandes Hessen-Waldeck vom Reichsbund jüdischer Frontsoldaten, die in Dr. Hahn, dem 2. Vorsitzenden des Landesverbandes einen energischen und zielbewussten Führer hat, allen antisemitischen Ausschreitungen mit erforderlichem Nachdruck entgegentritt"*.[19]

Durch gesetzliche und soziale Diffamierung wollten die Nationalsozialisten ihr erklärtes Ziel, die Juden aus dem Land zu treiben, erreichen. Die Emigration, das Synonym zu Flucht und Vertreibung der Juden aus Deutschland, spiegelt in ihrem Ausmaß die antisemitische nationalsozialistische Politik wider.[20]

1933 verließen etwa 38.000 Juden als Reaktion auf die terroristischen Begleiterscheinungen der „Machtergreifung" freiwillig das Land. In den folgenden zwei Jahren der Konsolidierung der nationalsozialistischen Herrschaft emigrierten jeweils um die 21.000 aus Deutschland. Die meisten der hoch assimilierten deutschen Juden schoben eine Emigration vor sich her, immer noch hoffend, der „Spuk" möge ein schnelles Ende haben. Alles mühsame Streben nach Assimilation wäre durch die Ausreise aus dem „Heimatland" zerronnen.[21]

Die im Herbst 1935 erlassenen „Nürnberger Gesetze" bewirkten dann die Ausreise von 25.000 Juden im Jahr 1936. Das Jahr darauf, 1937, waren es 23.000. 1938 verschärfte sich die judenfeindliche Politik, die Diskriminierungen schlugen in offene Gewalt um: Die Austreibung der polnischen Juden im Oktober und die Pogrome der „Reichskristallnacht" am 9. November und die darauf folgenden Verhaftungen jüdischer Männer in die Konzentrationslager sowie die „Arisierung" noch vorhandener Unternehmen führten zur größten Auswanderungswelle. Bis Ende 1938 emigrierten 40.000 Juden und etwa 80.000 im Jahr 1939.

Es gibt auch einen Hinweis darauf, dass das Brachsche Familienunternehmen „arisiert" wurde: Im Januar 1940 besichtigten der Vorstand der sächsischen Malzfabrik Niedersedlitz, die größte Exportmälzerei im „Altreich", und Vertreter der Böhmischen Escompte-Bank das mährische Hannamalzgebiet. Das Inte-

19 Jüdisch-liberale Zeitung, 5. Jahrgang, Heft 12 vom 20.3.1925, S. 5.
20 Vgl. Benz, Flucht aus Deutschland, S. 64.
21 Vgl. Friedländer, Das Dritte Reich und die Juden, Bd. 1, S. 75 f.

resse der Niedersedlitzer lag in Olmütz auch auf der Mälzerei Hermann Brach. Die Nähe zum Stammsitz Dresden war dabei ein entscheidendes Argument.[22]

Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges war es nur noch wenigen Juden möglich auszureisen: Die diplomatischen Vertretungen wurden geschlossen, Schiffspassagen und andere Reisemöglichkeiten fielen weg. 1940 bis 1942 konnten insgesamt 30.000 Juden fliehen. Am 23. Oktober 1941 wurde die Ausreise endgültig verboten, sechs Wochen zuvor die Kennzeichnungspflicht mit dem gelben Stern eingeführt.[23]

Insgesamt emigrierten etwa die Hälfte der deutschen Juden, also circa 235.000. Etwa ein Drittel der 7126 in Dresden und Umland lebenden (registrierten) Juden versuchten auszuwandern. Von Dresden aus sind bis 1938 Emigrationen nach Frankreich, England, Amerika, in die Niederlande, nach Italien und Palästina, in die Türkei, nach Spanien und Portugal nachweisbar.

Begehrteste Exilländer waren Palästina und die USA. Nach Amerika emigrierten insgesamt 130.000 deutschsprachige Juden.[24] Doch die strenge Einwanderungspolitik der Aufnahmeländer führte dazu, dass die Jahresquoten nicht völlig ausgeschöpft werden konnten. Auf bürokratischem Wege musste die Vorbereitung für die Auswanderung getroffen werden, verschiedenste Zertifikate, Atteste, Erklärungen, Zeugnisse, Visa waren notwendig.[25] Zudem machten die Nationalsozialisten selbst mit der Auswanderung ein lukratives Geschäft: zum Beispiel wurde die „Kapitalfluchtsteuer“, 1931 von der Regierung Brüning eingeführt, auf 25 Prozent erhöht und somit insgesamt 939 Mio. RM von den auswanderungswilligen Juden geraubt.[26]

Die Emigration in die europäischen Nachbarstaaten Deutschlands bedeutete in vielen Fällen nur vorübergehenden Schutz vor Verfolgung und Tod. Aufgrund der Ausdehnung des nationalsozialistischen Machtbereichs fielen viele Emigranten den Verfolgern erneut in die Hände. Fast alle wurden in den Konzentrationslagern ermordet.[27]

Für mehr als 100.000 Juden wurde die Auswanderung durch die Arbeit jüdischer Organisationen erleichtert, die eine planvolle Ausreise anstrebten, wie zum Beispiel die „Alija“ nach Palästina.[28] Hervorzuheben sei hier auch die Jugend-Alija, die knapp 10.000 Jugendliche in Kibbuzim nach Palästina vermit-

22 Vgl. Daniel C. Schmid, Hopfen und Malz verloren? Zur „Arisierung“ der jüdischen Malzfabriken im Protektorat Böhmen und Mähren. In: Jaroslava Miltová/Ulf Rathgeber/Gabriela Kalinová (Hrsg.), Theresienstädter Studien und Dokumente, Band 9, Prag 2002, S. 118 f.

23 Vgl. Benz, Flucht aus Deutschland, S.64 f.

24 Ebenda, S. 72.

25 Ebenda, S. 68.

26 Vgl. Barkai, Vom Boykott zur „Entjudung“, S. 111 f.

27 Vgl. Arbeitskreis Gedenkbuch, Buch der Erinnerung, S. 12.

28 Vgl. Abraham Margaliot, Emigration – Planung und Wirklichkeit. In: Paucker u. a. (Hrsg.), Die Juden im Nationalsozialistischen Deutschland, S.303–316: Alija ist ein Synonym für die Einwanderung von Juden nach Palästina und ins heutige Israel. Die Vorbereitung für die Alija war die Hachschara. Aber nicht in jedem Fall bedeutete die Alija Rettung. Hunderte Jugendliche wurden aus den Vorbereitungslagern deportiert und ermordet.

telte. Daneben gab es auch illegale Einwanderungen (Alija Beth).[29] Auch die Kindertransporte nach den Novemberpogromen seien hier erwähnt.[30]

Nicht alle Vorhaben, Bemühungen und Aktivitäten der Menschen sind bekannt. Zu denen, die sich aktiv um eine Emigration bemüht haben, gehörten die Familien Hahn und Brach. Der entscheidende Lebenseinschnitt für die Familie Hahn kam im November 1937, als Dr. jur. Martin Schwabe, ein Freund Arthurs, die Familie zur sofortigen Flucht aus Deutschland drängte.[31] Hannelore wurde mit dem Auto von der Schule abgeholt, um sie nach Teplitz-Schönau in Böhmen zu bringen. Für sie war es unbegreiflich, was mit ihr geschah. Ihr Vater war mit der hochschwangeren Mutter bereits Stunden vor ihr angekommen. Die Großeltern Brach waren bereits 1936 in die Grenzstadt Teplitz-Schönau gezogen. Die Urlaubsaufenthalte zwischen 1934 und 1937 in der Tschechoslowakei hatten nicht nur der Erholung, sondern auch dem Transfer des Vermögens der Hahns ins Ausland gedient.

Am 25. Februar 1938 wurde Hannelores Bruder Thomas in Teplitz-Schönau geboren. Kurze Zeit später ging die Familie nach Prag, wo die Emigration nach den USA vorangetrieben wurde. Die Hahns konnten eine Schiffspassage auf der „Conte de Savoia" erlangen. Sie erreichten im September 1938 New York.

Einem Großteil der Familien Hahn und Brach gelang die Flucht aus Deutschland. So wie Hannelores Onkel und Tante väterlicherseits: Isfried Hahn, der ältere Bruder Arthurs, wurde 1938 in das Konzentrationslager Buchenwald deportiert. Nach der Freilassung zu Beginn des Jahres 1939 flüchtete er mit seiner Frau Ilse, geborene Meyer, nach England und später in die USA. Rudi Hahn wurde im Februar 1938 verhaftet. Im September desselben Jahres emigrierte er mit seiner Frau Lissy über Prag, Holland, Belgien nach London. Bettina flüchtete mit ihrem Mann Emil Bernhard Fischl und den beiden Kindern 1938 nach England. Auch die Großeltern Jakob und Julia durften aufgrund ihres Alters aus Deutschland ausreisen.

Opa Leonhard und Oma Luise Brach reisten zunächst nach Kuba aus, ebenso wie der Bruder Leonhards: Robert und seine Frau Steffi. Später konnten sie nach Paterson, New Jersey, nachkommen. Leonhards zwei Schwestern sind in den Konzentrationslagern umgekommen.

Isfried baute sich mit harter Arbeit, ebenfalls in Paterson, ein gut bürgerliches Leben auf. Doch wogen die traumatischen Erfahrungen so schwer, dass er schließlich 1960 den Freitod wählte.

29 Vgl. Susanne Urban, Die Jugend-Alijah 1932 bis 1940. Exil in der Fremde oder Heimat in Erez Israel? In: Gesellschaft für Exilforschung (Hrsg.), Kindheit und Jugend im Exil – Ein Generationenthema, München 2006, S. 34–61.

30 Vgl. Benz, Flucht aus Deutschland, S. 73.

31 Vgl. Arbeitskreis Gedenkbuch, Buch der Erinnerung, S. 337: Martin Schwabe, geboren am 9. oder 10. Januar 1888, lebte zuletzt in Dresden. Er arbeitete im Preußischen Justizministerium. Danach war er als Rechtsanwalt am Arbeitsgericht und Landgericht in Dresden tätig, seine Kanzlei befand sich in der Marschallstraße. 1938 wurde ihm die Zulassung entzogen. Er arbeitete noch kurze Zeit als Konsulent für die Jüdische Gemeinde. Er nahm aktiv am Gemeindeleben der Israelitischen Religionsgemeinde teil, war auch Mitglied der Fraternitas-Loge. Martin Schwabe musste in das „Judenhaus" Altenzeller Straße 41 ziehen, wurde am 20./21. Januar 1942 nach Riga deportiert und am 31. Dezember 1943 im KZ Kaiserwald ermordet.

Das Schicksal der Dresdner Juden lässt sich unter anderem im „Buch der Erinnerung“[32] nachlesen: Nach der Abschiebung der 724 „Ostjuden“ aus Dresden, in der so genannten „Polenaktion“ am 28. Oktober 1938, verschärfte sich die Lebenssituation dramatisch. Am 9. November 1938, in der Nacht des Novemberpogroms, wurden über 200 Männer der Israelitischen Religionsgemeinde inhaftiert, 151 in zwei Transporten in das Konzentrationslager Buchenwald deportiert. Nach zwei bis sechs Monaten wurden die physisch und psychisch schwer geschädigten Männer entlassen. Nach dem 9. November setzte, wie schon beschrieben, eine massive Ausreisewelle ein. Verbliebene Dresdner Juden mussten in sogenannte „Judenhäuser“ ziehen.[33]

Im Herbst 1941 lebten in Dresden noch etwa 1200 Juden.[34] Diese mussten ab dem 19. September 1941 infolge der generellen Kennzeichnungspflicht den gelben Davidstern als Erkennungsmerkmal tragen.[35] Schon vorher, im Dezember 1938, wurden einige von ihnen zu „Pflichtarbeitsmaßnahmen“ von der Dresdner Stadtverwaltung herangezogen. Später dann mussten etwa 500 Dresdner Juden Zwangsarbeit leisten.[36] Mit der Wannseekonferenz am 20. Januar 1942 wurde die Auslöschung der Juden besiegelt. Die deutschen Juden wurden in die Vernichtungslager deportiert. Der Transport der letzten 170 Dresdner Juden kam durch die Bombenangriffe auf Dresden am 13./14. Februar 1945 nicht mehr zustande.[37]

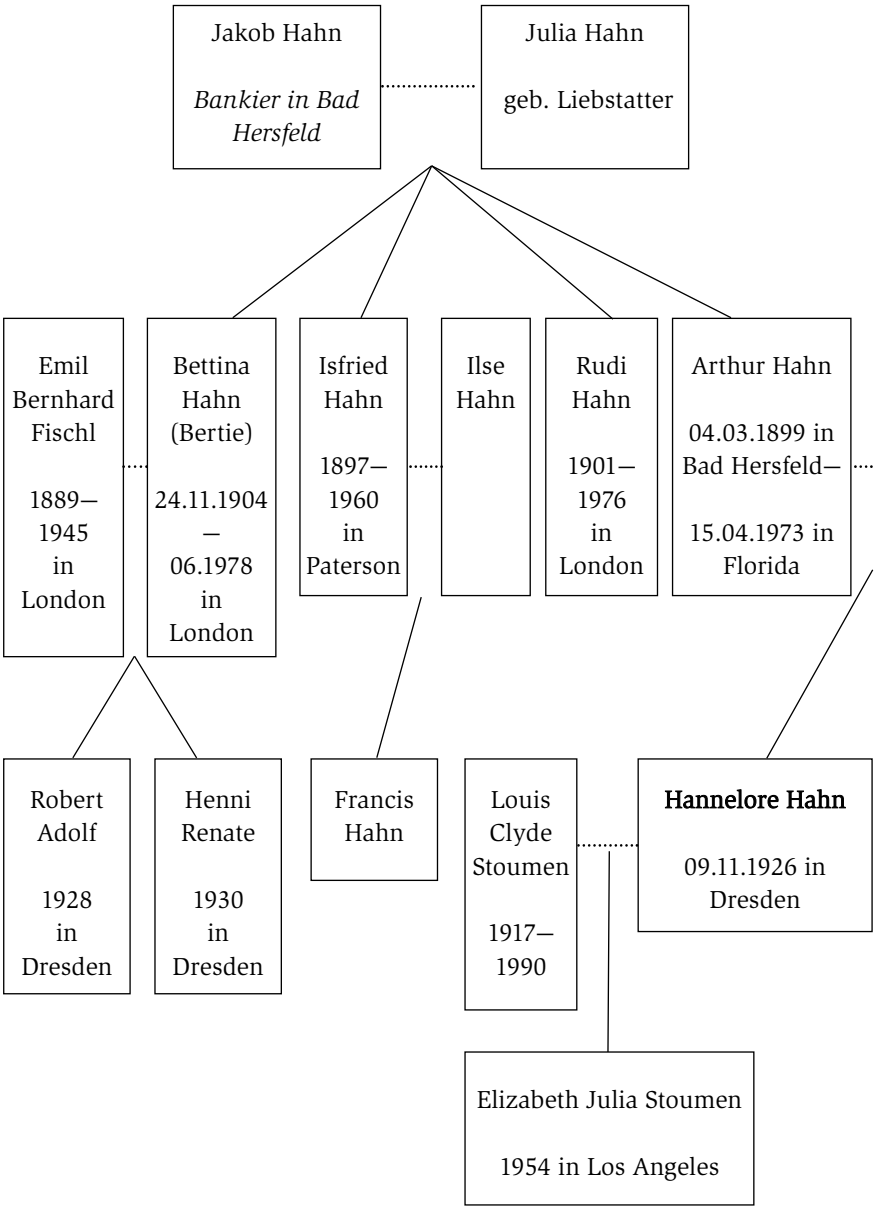
Das ungeheuerliche Verbrechen, dieser Zivilisationsbruch, erscheint uns heute unvorstellbar, aber: er ist geschehen. Gerade die Erinnerungen der Überlebenden der Shoa sind es, die uns Zeugnis geben von der Verzweiflung, den Trennungen innerhalb der Familien, dem Verlust des ganzen Besitzes, den extremen Situationen während der Flucht, der Todesangst. Das Wissen ist das wichtigste Argument, Rechtsextremismus und die Leugnung des Holocausts zu bekämpfen. Man sollte nicht vergessen, dass erst das Nichtwissenwollen die nationalsozialistischen Verbrechen mit ermöglicht hat.

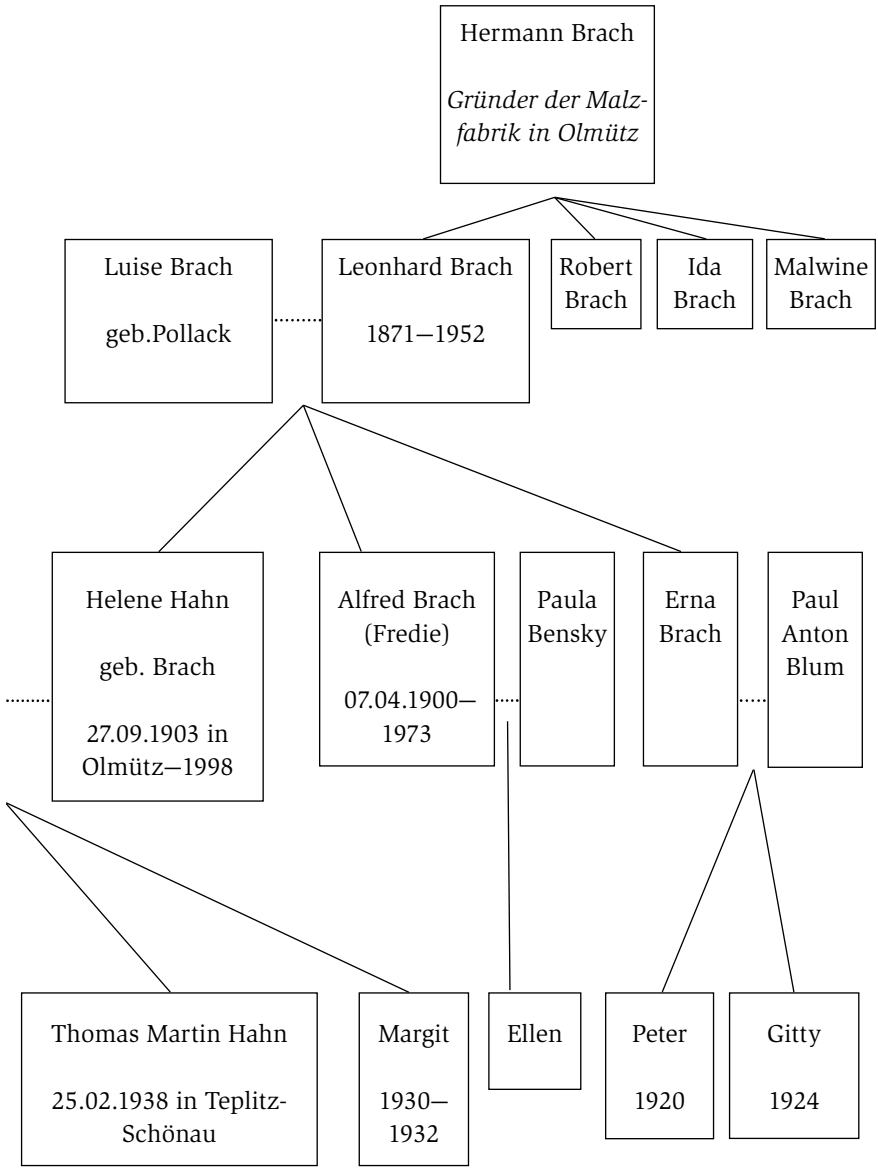
Hannelore Hahn besuchte in ihrer neuen Heimat zunächst die Grundschule Nr. 13 in Paterson. Von 1945 bis 1947, mit 17 Jahren eine der jüngsten Schülerinnen, lernte sie am Black Mountain College in North Carolina. In diesem College hatten sich viele Künstler aus dem Bauhaus nach ihrer Emigration gesammelt, wie Walter Gropius, Lionel Feininger oder Josef Albers. Es war die führende Institution zur interdisziplinären Ausbildung vorwiegend künstlerischer Fachrichtungen. Von 1948 bis 1952 studierte Hannelore Vergleichende Literaturwissenschaft an der University of Southern California in Los Angeles. Bereits 1952 wurden ihre journalistischen Fähigkeiten durch Auszeichnungen geehrt. Im selben Jahr

32 Vgl. Arbeitskreis Gedenkbuch, Buch der Erinnerung, S. 13 f.
33 Ebenda.
34 Vgl. Marcus Gryglewski, Zur Geschichte der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Dresden 1933–1945. In: Norbert Haase u. a. (Hg.), Die Erinnerung hat ein Gesicht. Fotografien und Dokumente zur nationalsozialistischen Judenverfolgung in Dresden 1933–1945, Leipzig 1998, S. 131.
35 Vgl. Held, Juden in Sachsen, S. 219.
36 Ebenda, S. 220.
37 Ebenda, S. 222 f.

heiratete sie den Regisseur Louis Clyde Stoumen. Von 1952 bis 1957 lebte Hannelore in Hollywood, Kalifornien, und drehte, zusammen mit ihrem Mann, Dokumentarfilme. 1954 wurde ihre Tochter, Elizabeth Julia Stoumen, geboren. 1958 übersiedelte sie mit ihr nach New York. Am American Institute of Physics übersetzte sie in den Jahren 1962 bis 1965 in dem Projekt „Moments of Discovery“ die wissenschaftliche Korrespondenz von Albert Einstein. Später, 1966 bis 1984, arbeitete sie für die Stadt New York. In diesen Jahren fing sie an, als Schriftstellerin tätig zu sein. Ihr erstes Buch, „Take A Giant Step“, war ein Kinderbuch über die Geschichte der Stelzen. Ihre Nachforschungen wurden im Ethnografischen Museum in Stockholm, Schweden, deponiert. Das Sachbuch „PLACES“, ein Lexikon über meist unbekannte Plätze für Veranstaltungen und Feiern in New York City, wurde achtmal neu aufgelegt. Seit 1968 gibt sie zahlreiche Gedichte und Essays heraus, die auch in der New York Times veröffentlicht wurden. 1976 gründete sie die International Womens`s Writing Guild, deren verantwortliche Direktorin sie ist. Zusammen mit ihrer Tochter, Elizabeth Julia Stoumen, versucht sie die unterschiedlichsten Menschen und Schicksale durch das Schreiben in der „Guild“ zu vereinen. Die Essenz, der gemeinsame Nenner, der Gemeinschaft ist die „Selbstentdeckung“ durch das Schreiben: Es soll helfen seelische „Narben“, individuelle Traumas, Abhängigkeiten und Scham zu überwinden. Die Geschichte der International Women`s Writing Guild hielt sie in dem Buch „Remember the Magic“ fest. Im Jahr 1986 wurde ihr vom Skidmore College, New York, der Ehrendoktortitel der Literatur verliehen. Hannelore Hahn lebt heute in New York.

Stammbaum Hannelore Hahn (unvollständig)




Hermann Brach
Gründer der Malzfabrik in Olmütz
Luise Brach
geb.Pollack
Leonhard Brach
1871—1952
Robert Brach
Ida Brach
Malwine Brach
Helene Hahn
geb. Brach
27.09.1903 in Olmütz—1998
Alfred Brach (Fredie)
07.04.1900—1973
Paula Bensky
Erna Brach
Paul Anton Blum
Thomas Martin Hahn
25.02.1938 in Teplitz-Schönau
Margit
1930—1932
Ellen
Peter
1920
Gitty
1924

Auf dem Weg zu den Schwänen
Eine Erinnerung von Hannelore Hahn

Für meine Mutter und
meine Tochter, Elizabeth Julia

Voll dankbarer Anerkennung für Helen Hahn, die einen Großteil der Familienfotos zur Verfügung stellte; Jakob Levy, Bernhard Maier, Bruno Stern, von denen ich die Fotos und Informationen von *VEDA* bekam.

Voll dankbarer Anerkennung für alte und neue Freunde: Lynn Bales, Margarete Bernhardt, Evelyn DeMarco, Tessa Devonald, Veronica Foley, Ati Forberg, Joel S. Forman, Doris C. Freedman, Ainslie Dinwiddie Grannis, Letty Grierson, Dorothy Hansen, Victoria J. Richardson Heland, Walter Heller, Greta Hofmann-Nemiroff, Ruth Atwood Janas, Eleanor Johnson, Felix Klein, Leo Lerman, Ruth Limmer, Nancy McManus, Jonas Mekas, D. H. Melhem, Virginia Parsell, Kay Sinclair, Louis Clyde Stoumen, Nancy Strode, John Wallen. Und besonderen Dank an Ellen Resch und John R. Lawrence.

Anmerkung der Autorin

Ich bin geneigt, das Schreiben dieses Buches mit dem Formen einer Glocke zu vergleichen. Jeder hat diese Glocke. Das heißt, dass wir alle unser individuelles Leben haben, und *diese Dinge*, die uns passiert sind. Und selbst wenn wir dieses Material zu einer Glocke formen und einen Klöppel dagegen schlagen, läutet sie überhaupt nicht oder gibt bestenfalls einen matten Ton von sich.

Tatsachen allein machen keine Geschichte aus. Die Handlung ist der Wahlspruch des Romanautors. Aber eine Autobiografie, die vom Lauf eines Lebens handelt, muss eine Klangfarbe, einen Tonfall haben.

Am Anfang mag dieser besondere Klang nur in unserem Inneren zu hören sein, und auch nur für einen Augenblick. Es könnte uns in den Sinn kommen, wie in einem Traum, aber dann fühlen wir, dass es kein Traum war, eher eine Wahrnehmung.

Solche Momente sind selten und flüchtig. Im Allgemeinen ist die Geologie unseres Lebens eine Vielzahl von Geschichten – ein Labyrinth von verdichteten Erinnerungen – verkohlte Meteoriten, eingebettet in den Hirnzellen. Aber um Erinnerungen zu schreiben, müssen diese dunklen Knoten ganz genau betrachtet werden. Dann, sobald eine Verbindung hergestellt ist, müssen sie über das Per-

sönliche hinaus wahrgenommen und in eine Landschaft eingesetzt werden, deren Gelände durch jeden bereist werden kann.

Was mir half, eine Perspektive zu gewinnen, war die Vorstellung von der Erde, wie sie aus dem All von den Astronauten gesehen wird. Wie eine neue Sicht auf einen weit entfernten Sitz. Was mir auch half, war das unablässige Polieren der Glocke. Das kontinuierliche Arbeiten am Stoff von innen. Es war der Klang einer gut instand gehaltenen Glocke, der mich unablässig vorankommen ließ. Aber es brauchte eine lange Zeit, um die Glocke zum Erklingen zu bringen.

New York City, Mai 1982 Hannelore Hahn

Nach New Yorker Zeit war es sieben Uhr morgens. Ich war schon dreizehn Stunden unterwegs und hatte dabei zweimal im Flugzeug gegessen. Aber wer hätte einen Lunch in einem eleganten Schweizer Speisewagen auf dem Weg von Zürich nach Mailand ablehnen können? Der italienisch-sprechende Oberkellner setzte mich neben zwei Schweizer Frauen und erkundigte sich, ob ich etwas Wein wünsche. Salut!

Das Speisewagenritual, das so oft in Romanen beschrieben und im Film spannend dargestellt wird, war der Anfang meiner Reise in die Vergangenheit. Zwischen Schlückchen von Beaujolais wechselte die Landschaft vor meinem Fenster wie die Gänge des Menüs. Ochsenschwanzsuppe folgte Schweizer Sennhütten mit roten Geranien getupft. Grüne Weiden, begrenzt von schneebedeckten Bergen, kamen zusammen mit Côte de Veau Milanaise, Schlucke von blauen Seen und Spritzer von weißen Wasserfällen. Und, zwischen den Bissen, gab es Tunnel, die den Augen und dem Magen einen Moment Pause gaben.

In anderthalb Stunden würde ich in Lugano sein, wo ich ein Treffen mit Meta Hofmann vereinbart hatte. Als ich Kind war, diente sie in unserem Haushalt in Dresden als Köchin und Kindermädchen und hatte, trotz Nazismus, Faschismus und Kommunismus, geschweige denn, dem Feuerbrand und der Zerstörung Dresdens, den herzlichen Kontakt mit meiner Familie nicht lösen wollen und besonders mit der, die sie liebte wie ihr eigenes Kind. Diese Verbindung ist nie unterbrochen worden. Und bald würden wir uns sehen.

„Erinnerst Du Dich," würde sie sagen, „als Du und ich Frühstück am Sonntag auf dem Küchenbalkon hatten? Deine Mutti und Dein Pappi schliefen natürlich noch, aber wir hatten die Welt für uns." Oder ... „Erinnerst Du Dich an den Tag, als ich Dich zum Gemüsehändler schickte, um etwas Petersilie zu kaufen und Du kamst zurück mit einer Tasche voll verwelktem Kopfsalat? Ich wollte gerade mit Dir schimpfen, als ich die Petersilie fand. Herr Benke sagte mir später, Du hättest ihn gebeten, sie unter altem Salat zu verstecken, um mir einen Streich zu spielen. ‚Füllen Sie die Tasche mit irgendwelchem alten Gemüse ...', hattest Du zu ihm gesagt, ‚... damit Meta denkt, ich bringe das Verkehrte.' Oh, Du warst ein Teufel. Aber das waren gute Zeiten, die besten meines Lebens. Wenn doch Hitler nicht gekommen wäre, wäre ich immer noch bei Dir."

Der Zug hielt in Lugano. Bald würden wir uns sehen. Unser erstes Treffen nach vierzig Jahren. Als ich im Kurhaus C. meinen amerikanischen Pass zeigte, fragte ich ungeduldig, ob Fräulein Hofmann schon eingetroffen sei. „Nein", sagte die Empfangsdame, „sie wird nicht kommen." „Sie kommt nicht?", wiederholte ich ungläubig, „Sie meinen, sie kommt überhaupt nicht?" „Das Kurhaus erhielt gestern eine Karte von Frau Hofmann", erklärte sie. „Sie hat ihre Ankunft abgesagt". Sie spürte meine Enttäuschung und ging schnell, die Karte zu holen. Diese war auf den 23. August 1979 datiert: „Bedauerlicherweise muss ich meine Reservierung in Ihrem Hotel absagen. Unsere DDR-Behörden benötigen nicht nur den Namen des Hotels, der Stadt und des Landes, sondern auch die genaue Straße, und solange diese nicht in Ihrer Broschüre oder auf Ihrem Briefkopf ist, wird für mich die Ausreise aus Dresden durch die Polizei nicht erlaubt. PS: Leider ist es jetzt zu spät, diese Situation zu ändern. Selbst wenn Sie Straße und Hausnummer jetzt angeben würden, wäre es trotzdem vergeblich, da die Bearbeitung von Reiseerlaubnissen sechs Wochen dauert. Ich bin sehr enttäuscht.
Meta Hofmann"

Sonntags, zur Morgendämmerung, kroch ich mit meinem Märchenbuch in Metas Bett. Sie las mir solange vor bis wir uns entschieden zu frühstücken. Dann kochte sie sich eine Tasse *Blümchenkaffee*. Dresden, berühmt für viele Dinge, war auch dieses Kaffees wegen bekannt. Der Name stammt von den Tassen, in denen er serviert wurde. Sie waren innen, auf dem Grund, mit kleinen Blümchen bemalt. Mit anderen Worten, der Kaffee war so dünn, dass man immer den bemalten Grund sehen konnte. Neben ihrem Kaffee war die Art und Weise des sächsischen Sprechens Anlass zum spöttischen Gelächter. Das Sächsische war ein Deutsch, das so langsam wie möglich gesprochen wurde. Alle sächsischen Gewohnheiten waren dazu da, den Blutdruck niedrig zu halten. Wie in der Fabel *Der Hase und die Schildkröte* empfand ich die Menschen in Dresden und Umgebung als die Schildkröten Deutschlands.

Selbst wenn die Sachsen langsam waren, so waren sie auch geduldig und verbrachten viel Zeit damit, ihre Dinge in Ordnung zu halten. Irgendjemand war immer dabei, die Lackschuhe, die Türknäufe und das reich furnierte Holz der Biedermeiermöbel zu polieren. Ich vermute, dass das der Grund war, warum ich nicht, als ich meine ersten Schritte unternahm, zu meinen Eltern oder zu meinem Kindermädchen lief, sondern zu den glänzenden schwarzen Stiefeln unseres Chauffeurs, Herr Stitterich. Er wusste genau, wie man sie zum Glänzen bringt.

Meine Umgebung gab mir das Gefühl, dass niemals etwas Schlimmes oder Unerwartetes passieren könnte, weil jedermann so bedachtsam, so gründlich war.

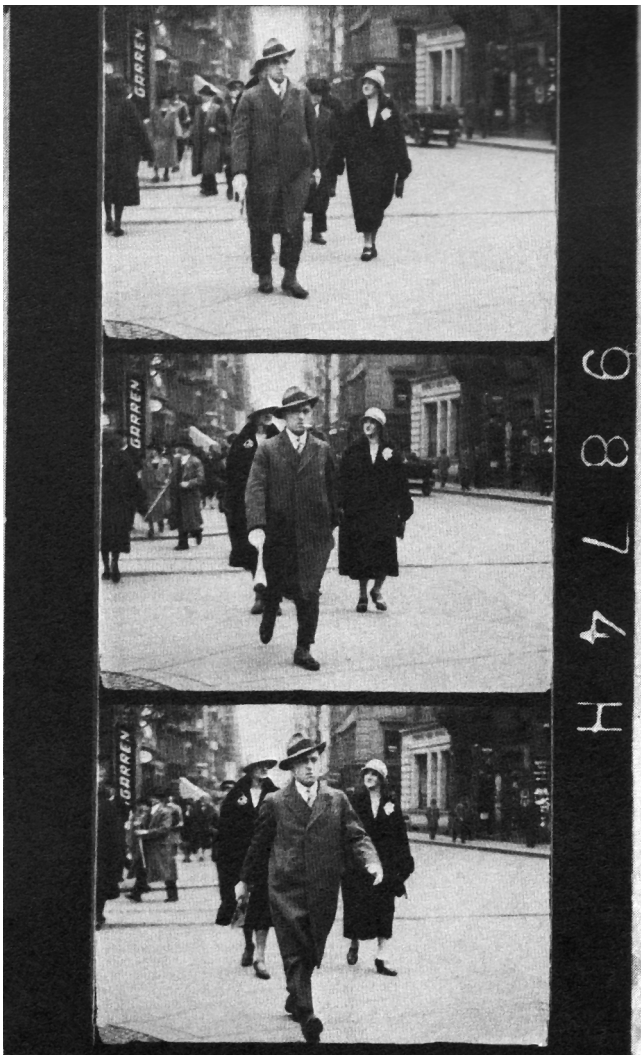
Karl Stitterich war in jeder Hinsicht ein Sachse. Als Chauffeur kroch er auf der Straße im Schildkrötenstil; seine Interpretation von Bewegung bedeutete nicht Gaspedal, sondern Bremse. Zu der Zeit hatten wir eine leichte, viertürige Limousine, den „Wanderer". Sie hatte eine zierliche, stromlinienförmige Form. Aber wie dem auch sei: Stitterich fuhr diesen schnittigen Wagen wie einen LKW, voll mit leichtentzündlicher Ladung. Diese Vorsicht machte ihn zu einem sehr

verantwortungsbewussten Fahrer. Und weil er anderen Autofahrern während nächtlicher Geschäftsreisen mit meinem Vater oftmals Hilfe leistete, wurde er vom Staat mit dem schwarzen Eisenkreuz belohnt. Das Eisenkreuz wurde stolz auf den hinteren Stoßfängern unseres Autos angebracht.

Mein Vater bewahrte den Beweis seiner eigenen Heldentaten in einem hellbraunen schweinsledernen Etui auf. Darin lagen, auf Purpursamt gebettet, seine Orden, die er während des Ersten Weltkrieges im Kampf für Deutschland gegen Frankreich erhalten hatte. Es wurde erzählt, dass er als deutscher Kriegsgefangener, als Frau verkleidet, mit einem Sprung aus dem fahrenden Zug geflohen war und dass er damals einem Mädchen sehr ähnelte, da er keinen Bart hatte und ohnmächtig wurde, wenn er Blut sah.

Ich hielt ihn für den schönsten Mann der Welt, mit hellblauen Augen, die grau wurden, abhängig von der Farbe seiner seidenen Krawatten. Arthur Hahn, mein Vater, war eitel und besaß mehr maßgeschneiderte Anzüge, Hemden, Krawatten und Schuhe als jeder andere Mann, *den ich kannte*.

Mit meinem Vater Arthur im Schwimmbad in Dresden, um 1932, Sammlung Hahn



Mein Vater schreitet entschlossen durch Dresden, ca. 1926, Sammlung Hahn

Er ließ seine Nägel regelmäßig maniküren und achtete darauf, dass der „weiße Mond“ auf jedem Nagel sichtbar war. Gutaussehende Hände, sagte er immer, wären ein Merkmal seiner eigenen Familie. Dasselbe galt für die starken Gene. Alles kränkliche, insbesondere die Nerven, wurde der mütterlichen Seite, der nichtdeutschen, zugeschrieben. Den Österreichern. Den Brachs.

Aber mein Vater war vor allem sinnlich. Gutes Essen war von größter Bedeutung. Am liebsten mochte er Speisen, die man saugen und ohne Kauen herunterschlucken konnte, so wie sein Lieblingsfrühstück: zwei geschlagene rohe Eier und weißen belgischen Spargel aus Büchsen. Oder Markknochen, die er leiden-

schaftlich gern ihrer Essenz wegen aussaugte. Genauso wichtig wie das Essen waren ihm die Frauen. Eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen ist eine Frau namens Rita, zu deren Wohnung er mich eines Tages mitnahm. Ihr schwarzes Haar war im spanischen Stil zurückgekämmt, sie trug auffallende Juwelen und Reifenohrringe. Sie sah völlig anders aus als die Frauen meiner Familie, und sie besaß sogar einen smaragdgrünen Papagei. Natürlich erfuhr ich nicht, welche Rolle diese Frau im Leben meines Vaters spielte. Aber ich bin mit dem Gefühl aufgewachsen, dass mein Vater Frauen liebte, und dass meine Mutter nicht unbedingt eingeschlossen war. Aber ich, im Alter von vier oder fünf Jahren, war es.

Mit vier Jahren fing das Vortanzen bei mir an. Wir hatten ein Grammophon und verschiedene große und kleine schwarze Schallplatten. Die großen waren für klassische Musik, Bach und Beethoven und dergleichen, die meine Mutter oft auf dem Klavier spielte. Aber die kleinen Platten hatten die Musik mit dem Rhythmus der Zeit. Das waren Schlager aus Kabarett und Film. Manche, so wie „Shufflin' off to Buffalo", kamen aus Amerika. Mein spontanes Vortanzen war meine Lieblingsbeschäftigung mit meinem Vater als begeistertes Publikum.

Im Alter von vier Jahren, 1930, Sammlung Hahn

Beim Vortanzen im Alter von sechs Jahren, 1932, Sammlung Hahn

Bald nahm ich Unterricht in einem Schloss im alten Teil der Stadt, wo Herr Dietz, mein Ballettlehrer, einen Übungsraum hatte. Es war ein hoher, fast leerer Raum mit Holmen, Spiegeln und großen Fenstern, durch die das trübe Nordlicht fluten konnte. Das Schloss hatte weder Heizung noch Elektrizität und wenn die anderen Ballettschülerinnen und ich am späten Nachmittag Unterricht hatten, füllte sich der kühle Raum mit den schattigen Tönen wie auf einem Rembrandtgemälde.

Mit 6 Jahren hatte ich eine Tanzprobe beim *Corps de Ballett* am Dresdner Opernhaus. Wahrscheinlich war ich die jüngste Kandidatin, die jemals dort vortanzte. Der Dirigent las meine Anmeldung und gab sie dann meiner Mutter mit einer apologetischen Geste zurück. Das Ballett, subventioniert durch den Staat, akzeptierte keine Juden. Ein Jahr früher war das überhaupt keine Frage. Oh ja, wir waren Juden.

Der einzige in meiner Familie, dem klar war, dass er ein Jude war, war mein Vater. Wäre sein Vater nicht orthodox gewesen und hätte es keinen Antisemitismus in seiner Heimatstadt gegeben, wäre er sich seines Judentums vielleicht nicht so bewusst gewesen. Aber die Menschen in seinem kleinen hessischen Geburtsort Bad Hersfeld, wo den Juden bis 1866 verboten gewesen war zu siedeln – sogar diejenigen, die während des Tages dort arbeiteten, mussten in den umliegenden Dörfern wohnen –, ließen ihn nicht vergessen, was er war. Er war

ein „Judenjunge“. Es zählte nicht, wie groß sein Einsatz für sein Vaterland im Ersten Weltkrieg gewesen war, es zählte nicht, wie viele Auszeichnungen er für seine Heldentaten und seinen Patriotismus erhalten hatte.

Ja, Dresden, diese großartige Stadt mit etwa 600 000 Einwohnern (wenigstens während meiner Kindheit), war tolerant und offen für das Altertum genauso wie für avantgardistische Bewegungen. In den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde in Dresden der moderne Tanz aus der Taufe gehoben. Mary Wigman, Gret Palucca und Hanya Holm übten auf die moderne Tanzwelt einen großen Einfluss aus, darunter auch auf Martha Graham in den USA. Ich nehme an, wenn die neuen staatlichen Gesetze gegen Juden nicht plötzlich erlassen worden wären, wäre ich eine Tänzerin geworden. Wenn man so zeitig anfängt, wie kann man da fehlschlagen?

Eines Tages, als meine Mutter und ich auf dem Weg in den Großen Garten waren, um die Schwäne zu füttern, stand Hitler plötzlich vor uns. Er stand auf dem Dach eines Autos und hielt eine Rede. Er war in die Stadt gekommen, um einen wichtigen Gauleiter zu besuchen. Sein Besuch war nicht angekündigt worden, aber Passanten wurden von dem Anblick der schwarzen und silbernen Mercedeslimousinen eingenommen. Zwei Hakenkreuzflaggen flatterten von besonderen silbernen Stangen, die an den Stoßstangen angebracht waren. Sie wunderten sich, was für ein „großes Tier“ wohl in die Stadt gekommen sei. Einige nahmen an, dass es sich wohl nur um Adolf persönlich handeln könnte. Hitler stand auf dem schwarzen Auto wie der Teufel, der gerade aus der Hölle gefahren war, er gestikulierte und schrie. Meine Mutter zog mich sofort beiseite und gab mir zu verstehen, dass ich nicht hinschauen sollte. Aber diese Szene grub sich in mein Gedächtnis ein. Es war magisch anziehend und abscheulich zugleich. Ein Fakir mit Schlangen. Jetzt siehst Du es, jetzt siehst Du es nicht.

Ich werde später zu diesem Kapitel zurückkehren. Aber zuerst möchte ich ein paar Dinge aus der Zeit davor erzählen. Es war die Zeit meiner Eltern und die Zeit ihrer Eltern. Mein Vater wurde im Jahre 1899 geboren. Er war kaum 17 Jahre alt, als er schon Frontsoldat wurde, um gegen die Franzosen zu kämpfen. Mein Vater kämpfte freiwillig für sein Land. Die ihn aus jenen Tagen kannten, erinnerten sich selbst nach 60 Jahren noch immer an seinen Enthusiasmus und Idealismus. Die Verleihung des Eisernen Kreuzes war alles, was i c h jemals aus diesem Lebensabschnitt von ihm gehört habe und dass er geflüchtet war, indem er aus einem fahrenden Zug in Frauenkleidern sprang. Er erwähnte weder einen Kameraden, noch gab er jemals irgendein Detail preis über das, was sich in diesen Jahren ereignet hatte. Als ich in die Welt kam, war dieses Kapitel seines Lebens abgeschlossen. Die fehlenden Teile über die Flucht aber hörten sich eigentlich so an: Mein Vater ist, nach dem Bericht einiger seiner Freunde, zweimal geflohen. Das erste Mal wurde er wieder eingefangen und in ein Kriegsgefangenenlager gebracht, wo die Deutschen zur Unterhaltung der französischen Offiziere Theaterstücke aufführten, sozusagen Molière im Schützengraben. Meinem Vater wurden die weiblichen Rollen gegeben. An und für sich wäre das nicht so schlecht gewesen, allerdings unter den Bedingungen des Krieges erhielt er abseits der Bühne unzweideutige „Angebote“ von Deutschen und Franzosen.

Mein Vater als junger Mann, ca. 1916, Sammlung Hahn

Als er das später meiner Mutter enthüllte, brachte er seinen tiefen persönlichen Abscheu darüber zum Ausdruck. Auf der Bühne, als die unschuldige „Femme", zog er die Aufmerksamkeit der Geliebten eines der Colonels auf sich. Sie war selber eine Schauspielerin bei der *Comedie Française* und brachte ihn unter die Fittiche des älteren Colonels, der ihn zu seinem Offiziersburschen machte. Obwohl der Krieg im Jahr 1918 endete, diente mein Vater weiter als Offiziersbursche. Die Reparationsverhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich gingen nur schleppend voran und der Austausch der Kriegsgefangenen wurde eine lang ausgedehnte Angelegenheit. Außerdem wurde mein Vater der Geliebte der jungen Freundin des Colonels. Sie rief ihn liebevoll „le petit Artur", und er trug ihre Kleider, als er aus dem fahrenden Zug sprang. C'est la guerre.

Als mein Vater dann endlich 1919 aus dem Krieg zurückkehrte, war Kaiser Wilhelm II. schon in die Niederlande geflohen und die deutsch-preußische Monarchie, die unter Bismarck 1871 entstanden war, existierte nicht mehr. An die Stelle trat die Weimarer Republik, ein föderales System, das sich durch Gewaltentrennung und Rechtsstaatlichkeit auszeichnete, aber instabil war. Doch durch den zunehmenden Einfluss republikfeindlicher Parteien, wie der NSDAP und der KPD, scheiterte schließlich dieser erste Versuch einer demokratischen deutschen Regierung.

Es war während der kurzen Pause zwischen den zwei Extremen, der deutschen Monarchie und dem Militarismus auf der einen Seite und dem Nationalsozialismus unter Hitler auf der anderen Seite, in der mein Vater sein Jurastudium an der Universität Würzburg begann.

Wie schnell die Vergangenheit vergessen wird! Zur Zeit meiner Geburt schien es selbstverständlich zu sein, dass Juden aus bestimmten Schichten die Universität besuchten. 100 Jahre früher war das nicht möglich. Juden stiegen auch noch nicht in den Mittelstand auf, geschweige denn in den höheren Mittelstand. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass der deutsch-jüdische wirtschaftliche und berufliche Aufstieg Hand in Hand ging mit dem des Deutschen Reiches. Industrialisierung und Kapitalismus stießen auf den existierenden Agrarstaat. Dieser Zusammenstoß war in den USA um 1860 besonders scharf im Bürgerkrieg demonstriert worden, als der industrielle Norden und der landwirtschaftlich geprägte Süden nicht länger koexistieren konnten.

Bis 1871 bestand Deutschland aus mehr als zwei Dutzend unabhängigen Staaten. Viele dieser Gliedstaaten wurden von einer landadeligen Oberschicht in einer halbfeudalen Art und Weise regiert. Bismarck selbst gehörte zu diesem Landadel und betrachtete ein fest vereintes Deutschland unter preußischer Oberhoheit als einen wichtigen Schritt zum Aufbau einer neuen wirtschaftlichen und politischen Macht. Bis zur Gründung des Deutschen Kaiserreiches am 18. Januar 1871 waren Frankreich und Österreich die Hegemonialmächte auf dem Kontinent. Obwohl in der Geschichte einige Versuche unternommen wurden, die einzelnen deutschen Staaten zu vereinen, gelang das Unterfangen erst unter Bismarck. In den Augen des preußischen Ministerpräsidenten sollte die Vereinigung auf militärischer Macht beruhen. „Blut und Eisen“ war sein Credo. Doch stets verweigerten die in der Mehrheit agrarwirtschaftlich interessierten Mitglieder des deutschen Parlaments ihre Zustimmung zur Aufstockung des Militäretats.

Kein geborener Parlamentarier, suchte Bismarck nach anderen Mitteln und Wegen, an Kapitalquellen zu gelangen. Diese Suche führte ihn zu dem deutsch-jüdischen Bankier Gerson von Bleichröder, der später in den Adelsstand erhoben wurde, weil er Bismarck half, seinen Traum zu erfüllen. Das Bankhaus Bleichröder stellte die Kredite zur Verfügung, mit denen drei militärisch und politisch entscheidende Kriege finanziert wurden: der erste gegen Dänemark 1864, dann 1866 gegen Österreich, der sogenannte Preußisch-Österreichische Krieg, und zuletzt gegen Frankreich. Von Vorteil waren hier die engen Geschäftsbeziehungen Bleichröders zu den Pariser und Londoner Rothschilds, die zweifellos das wichtigste Zentrum des Geldverleihens für die europäischen Monarchen in den letzten 100 Jahren gewesen waren. Nach erfolgreichem Kriegsverlauf im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 konnte Bismarck die süddeutschen Staaten zum Eintritt in einen kleindeutschen Nationalstaat bewegen.

Und so kam es, dass die Vereinigung und der Aufstieg des Deutschen Reiches durch eine enge Partnerschaft zwischen Bismarck und Bleichröder, einem preußischen Junker und einem deutschen Juden, verwirklicht wurden. Trotzdem wird der Name Bleichröder in den ungefähr 7000 Arbeiten, die über Bismarck

erschienen sind, kaum erwähnt. Während der Zeit der ungewöhnlichen Bismarck-Bleichröder-Verbindung eröffneten sich für Viele neue wirtschaftliche Möglichkeiten in Deutschland. Mit diesen kam dann auch die rechtliche Gleichstellung der deutschen Juden, d. h. sie konnten Eigentum besitzen und bekamen teilweise Zugang zu den Berufen, die ihnen bis dahin verwehrt wurden. Für Bad Hersfeld, die Heimatstadt meines Vaters, bedeutete das, dass Juden nun auch in der Stadt wohnen und nicht nur arbeiten konnten. Die Türen der deutschen Universitäten wurden ebenfalls für sie geöffnet, und es wurde der sehnlichste Wunsch jeder jüdischen Familie, mindestens einen Sohn zum Studium schicken zu können. Es ist kein Wunder, dass ca. 65 Jahre später alle Juden, die meine Familie kannte, Ärzte, Rechtsanwälte oder Geschäftsleute mit einem Universitätsabschluss waren. Als ich in den späten 20er Jahren auf der Bildfläche erschien, verhielt sich jeder so, als ob ein Universitätsabschluss schon immer möglich gewesen wäre, obwohl die Eltern dieser gebildeten Juden keine Universität besuchen konnten. Und die Eltern davor? Niemand sprach darüber. Sie lebten wahrlich in einer anderen Zeit, einer Zeit als die Juden in Deutschland eine kleine, schwache Minderheit von Geldverleihern und Zwischenhändlern waren, die den ständigen Schutz des herrschenden Adels der kleinen ländlichen Staaten brauchten, wo es ihnen nicht erlaubt war, sich rechtlich oder beruflich in die Gesellschaft zu integrieren.

Für meinen Vater war der Besuch der Universität ein selbstverständlicher und logischer Schritt in Richtung seines beruflichen Fortschritts und seiner sozialen Integration. Er glaubte, dass sein Kriegseinsatz und seine Auszeichnungen ihn fortan vor Antisemitismus und jeder Art von Diskriminierung schützen würden. Das angeborene Gefühl der Schwäche, beruhend auf seinem Judentum, war daher vorübergehend verdrängt, so dass er ein leidenschaftlicher Redner für den *Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten*, die Organisation jüdischer Kriegsveteranen, wurde. Bei regionalen Treffen forderte er in feurigen Reden seine deutsch-jüdischen Brüder dazu auf, nicht zum Christentum zu konvertieren, sondern stolze Juden zu bleiben. Sie hatten die Chance, für ihr Land zu kämpfen und damit ihre Loyalität und Verbundenheit zu zeigen. Dieses, beschwor er, würde Deutschland niemals vergessen und sie wären jetzt so sicher wie es ihre Väter und deren Vorfahren nie gewesen waren.

Tatsächlich lebten zu der Zeit des Ersten Weltkrieges 550 000 Juden auf dem Gebiet, das zu der Zeit als deutsches Territorium angesehen wurde. Von diesen 550 000 Juden dienten 100 000 in der Armee und von diesen wiederum waren 80 000 an der Front. Von diesen 80 000 verloren 12 000 ihr Leben. Deutschland allerdings wollte nicht zu großes Aufheben von dieser enormen jüdischen Unterstützung, die es im Krieg erhalten hatte, machen und im Gegensatz zur sonstigen Pedanterie bei Fakten und Zahlen fehlte hier eine genaue Zählung der jüdischen Kämpfer. Solche Erhebungen durchzuführen, wurde den jüdischen Organisationen überlassen, die sie dann offiziell anerkennen ließen.

Nachdem mein Vater 1919 aus dem Krieg heimgekehrt war, ging er mit Hoffnung und Eifer an die Universität Würzburg. Er war davon überzeugt, dass eine neue, vorteilhafte Zeit vor ihm liegen würde, und er wählte das Jurastudium,

weil es ihm Sicherheit in der Zukunft bedeutete. Ich nehme auch an, dass er es wählte, weil es ihm als das Praktischste unter allen Fächern erschien. Er war den Wissenschaften überhaupt nicht zugeneigt. Seiner Natur nach, war er ein gefühlsbetonter Mensch, aber dennoch scharfsinnig. Sein Kopf neigte dazu, sehr schnell die Theorie auf die Praxis zu übertragen und seine Emotionen dazu, sehr schnell befriedigt zu werden. Er war fähig, durch bloßes emotionales Auftreten andere mehr zu beeinflussen als durch eine trockene und weniger persönliche Vortragsweise mit logischen und demonstrativen Beweisen. Von größter Bedeutung war aber, dass mein Vater ungeduldig darauf wartete, endlich gesellschaftlich anerkannt zu werden.

Zu der Zeit bestand das Leben an den deutschen Universitäten zu einem Drittel aus dem eigentlichen Studium und zu zwei Dritteln aus der Teilnahme am bunten und strengen Leben der Studentenverbindungen. Von den vier möglichen Verbindungen wählte mein Vater den rein jüdischen Bund *Veda*.

Veda ist ein Wort aus dem Sanskrit und steht für Wissen. Die Farben der Verbindung – weiß, grün und rot – wurden als eine seidene Uhrkette und bei wichtigen Anlässen als eine breite Schärpe über der Brust getragen. Die Uniformen der Studentenverbindung waren genaue Kopien von Husarenuniformen aus dem 19. Jahrhundert. Später sah man diese Uniformen auf den Operettenbühnen des 20. Jahrhunderts.

Beim Tee am Nachmittag und während der jährlichen Bälle wurden die infrage kommenden Schwestern und weiblichen Verwandte und Bekannte der jungen

Die Studentenverbindung Veda der Universität Würzburg, um 1920/1921, mein Vater steht in der zweiten Reihe ganz rechts, Sammlung Hahn

Männer eingeladen und jedem in den Verbindungshäusern vorgestellt. Selbstverständlich brachten die jungen Frauen den Veranstaltungen in der Studentenverbindung größte Aufmerksamkeit entgegen. Für sie war es der beste und möglicherweise der einzige Weg, einen Ehemann zu finden, der ihnen ein Leben oberhalb der Mittelklasse versprechen konnte. Berti, die Schwester meines Vaters, verbrachte zusammen mit ihrer Mutter, meiner Großmutter Julia, viele Stunden beim Schneider, um die passenden Kleider zu den jeweiligen Veranstaltungen auszusuchen. Es wurde gescherzt, dass Opa Jakob, der Bankier, eine Anleihe aufnehmen musste, um für die ganze Pracht bezahlen zu können.

Die *Veda* hatte, wie alle Verbindungen, ein eigenes Haus, wo die Studenten viel Zeit mit Erzählen, Singen und Trinken zubrachten. Alle Brüder der Verbindung mussten trinken, obwohl die Trunkenheit selbst strikt verboten war. Der Verhaltenskodex zu der Zeit forderte von den jungen, im Training für zukünftige führende Positionen stehenden Männern, dass sie sich durch rigorose, übertriebene Trinkrituale beweisen. Es wurde nur Bier serviert während der nächtelangen Trinkgelage, die hin und wieder von ausgelassenem Singen unterbrochen wurden.

Es war ein Zeichen der Schwäche, wenn man nicht in der Lage war, beim Trinken mitzuhalten. Deshalb wurden junge Männer, die sich bedrohlich dem Stadium einer Alkoholvergiftung näherten, in eines der speziellen Bäder der Verbindung gebracht, die mit heißen und kalten Duschen ausgerüstet waren. Nach dem Duschen tauchten sie wieder auf und beteiligten sich weiter am Gelage, immer bedacht darauf, nicht umzukippen. Das wäre ein peinliches Zeichen dafür gewesen, dass sie keine Trinkfestigkeit, also „nicht das richtige Zeug für führende Männer", besäßen. Aber das wichtigste Ritual, um seinen „Mut" zu zeigen, war das Duell.

Das Duell mit dem Schwert und Degen war die wichtigste Tradition im deutschen Universitätsleben, obwohl es während der Weimarer Republik unter Strafe gestellt war. Als mein Vater die Universität besuchte, wurde diese Tradition heimlich in einer alten Brauerei weiter gepflegt. Eine dicke Schicht von Holzspänen vermochte es, alle Spuren von Blut zu verbergen. Aus demselben Grund trugen die Duellanten Lackschuhe, die man ganz leicht säubern konnte. Zu ihrem Schutz trugen sie eine Lederschürze und setzten eine Maske auf, um den Hals und die Augen zu schützen. Die Duelle fanden aus zwei Gründen statt: erstens als ein Initiationsritus, um die Courage der Neuen (oder „Füchse", wie man sie nannte), die in die Verbindung eintreten wollten, zu testen, und zweitens, um die Ehre wiederherzustellen, wenn sie durch eine Beleidigung oder einen Affront verletzt worden war. Beide Arten der Duelle wurden nur hinter verschlossenen Türen und nach präzisen Bestimmungen und Regelungen ausgeführt. Zwei Arten von Waffen wurden benutzt: der „Schläger", ein gerades Schwert, und das „Schwert", ein kleiner Degen, dessen Schneide (10 Zoll von der Spitze) so scharf wie eine Rasierklinge war. Die Schneiden der Schwerter und Degen mussten völlig steril gehalten werden, und deshalb durften sie nicht in den Fußboden schlagen. Ein Arzt stand immer bereit. Auch gab es einen „Zweiten", oder Adjutant genannt, für jeden der Duellanten, der darauf achtete,

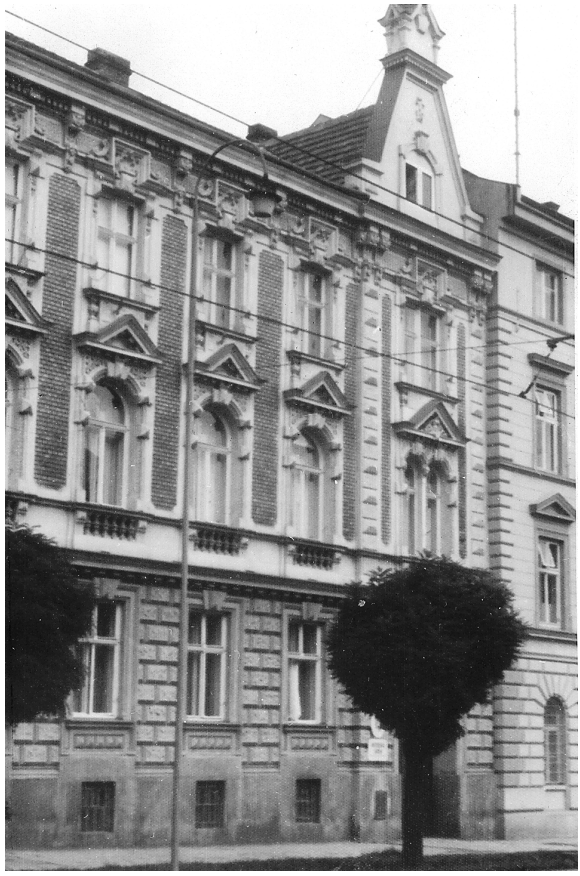
dass alles unter Kontrolle gehalten wurde und dass die Duelle kurz waren, d. h., dass es nicht mehr als 12 bis 15 Schläge gab. Todesfälle kamen jedoch immer wieder vor. Da es nur Mitgliedern der Universität erlaubt war, sich zu duellieren und damit ihre teutonisch-ritterliche Tapferkeit zu beweisen, war eine Narbe auf der Wange ein Kennzeichen für die Sozialschicht oder die Klasse, der der Träger angehörte.

Mein Vater hätte meine Mutter nie kennengelernt, wenn seine Mutter, Oma Julia, nicht an einem gewissen Tag eine Gans gerupft hätte. Nach der Familienlegende saß Oma Julia in ihrer Küche in der kleinen hessischen Stadt Bad Hersfeld und rupfte die Federn, als ihre Augen auf eine Anzeige in der Zeitung fielen, die sie unter dem Rumpf der Gans erspähte. Die Anzeige lud alle deutsch-jüdischen Männer aus guter Familie und mit juristischer Ausbildung ein, ihre Referenzen an ein Postfach zu schicken. Rubrik: Ehe und Familiengeschäftspartnerschaft.

Die Anzeige wurde von Opa Brach, dem Vater meiner Mutter, aufgegeben. Opa Brach, Oma Luise und ihre drei Kinder waren deutschsprachige Österreicher, die in der Tschechoslowakei lebten, die vor dem ersten Weltkrieg zur k. u. k. Monarchie gehörte. Dort, in der mährischen Stadt Olmütz, besaß Opa Brach die Hanna Malzfabrik, die er von seinem Vater geerbt hatte, der als ein Getreidehändler das Unternehmen gründete. Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges dehnte Opa Brach sein Geschäft aus und kaufte eine zweite Mälzerei. Diese lag in Schöna an der Elbe, in der Nähe von Dresden. Während sein jüngerer Bruder die Aufsicht über die Hanna Malzfabrik in der Tschechoslowakei in den frühen 20ern übernahm, siedelten Opa Brach und Oma Luise mit ihren Kindern Erna, Fredie und meiner Mutter Helene nach Dresden über und zogen in eine imposante Stadtvilla, die von da an ehrerbietig als „Bergstrasse Nr. 16“ bezeichnet wurde.

Da alle leitenden Posten im Familien – Mälzereigeschäft Verwandte innehatten und Opa Brachs Bruder, Onkel Robert, in Olmütz geblieben war, suchte mein Großvater einen fähigen jungen Mann, der in die Familie einheiraten und die Führung des neuen deutschen Tochterunternehmens übernehmen konnte.

Die Verwandten meiner Mutter standen sich so nah, dass der engste Familienkreis in Olmütz in dem sogenannten Familienhaus zusammenwohnte. Ein solches Haus war de facto eine Art von Eigentumswohnanlage, wo die Verwandten geräumige Wohnungen in den verschiedenen Etagen besaßen. Die Schwestern meines Großvaters, Tante Malwiene und Tante Ida, belegten die erste und dritte Etage. Tante Malwienes Ehemann war Ingenieur und Tante Idas Ehemann war Arzt. Onkel Robert, der jüngere Bruder meines Großvaters, wohnte mit seiner Frau, Tante Steffi, im zweiten Stock. Als Geschäftspartner meines Großvaters hatte er die luxuriöseste Etagenwohnung im Familienhaus. Er war ein Kunstsammler und besaß einen berühmten Breughel: ein Gemälde mit Dorfbewohnern, die auf einem Teich Schlittschuh laufen. Ich war zu jung, um zu bemerken, wie ungewöhnlich die Situation im Familienhaus in Olmütz war, doch nicht zu jung, um von Etage zu Etage zu gehen, um mich durchfüttern zu lassen. Das Familienhaus war wie ein Luxus-Liner auf dem Trockendock, dessen einziger Zweck darin bestand, himmlisches Gebäck und Desserts herauszuge-



Das Familienhaus in Olmütz, Sammlung Hahn

ben. Tante Malwienes Apfelstrudel wurde heiß mit Schlagsahne zum Kaffee serviert. Tante Idas Kipferln (kleine hörnchenförmige Butterkekse) wurden mit Puderzucker bestreut. Die Linzertorte war Tante Steffis Kennzeichen. Und so weiter und so fort.

Die Hanna Malzfabrik, umgeben von einem Feld aus Weizen und Mohn, prahlte mit ihrem reichen Obst- und Gemüsegarten. Die besten Kirschen kamen von dort. Und auch der Spargel, der dort unter Glas wuchs. Meine Tanten gaben bei Novak, dem Gärtner der Mälzerei, ihre Bestellungen nach frischen Früchten und Gemüse auf. Somit entstand mein kindlicher Eindruck, dass Fabriken wohlwollende, auf dem Land angesiedelte Familienunternehmen seien, deren Erde gut schmeckende Lebensmittel produzierte, die Stadtkinder wie ich pflücken und zu Tanten und Hausangestellten bringen können.

Novak war auch der Chauffeur für Onkel Robert und Tante Steffi. Er fuhr ihren braunen Buick mit offenem Dach und trug einen weißen Trenchcoat und eine Schutzbrille. Die Brille war dazu da, seine Augen vor dem Staub zu schützen, weil die berüchtigten tschechischen Straßen weit weniger gut ausgebaut

waren als die deutschen. Er liebte es schnell zu fahren und dabei anregend zu erzählen. Sein breites Lachen enthüllte besonders deutlich einen goldenen Vorderzahn, ein Markenzeichen der osteuropäischen Zahnärzte zu dieser Zeit. Unser Stitterich hatte keinen goldenen Zahn und er hatte auch kein breites Lachen. Mit ihm hatte man in völliger Stille zu sitzen. Er konnte nicht fahren und sprechen zur selben Zeit.

Das Haus, in dem mein Vater mit seinen drei Geschwistern, Isfried (der älteste), Rudi (der jüngste) und Berti, der wunderschönen Schwester, aufwuchs, hatte ebenfalls drei Etagen. Die Familie wohnte im zweiten Stock. Im Erdgeschoss war das Familiengeschäft, eine kleine Privatbank. Sie bestand aus einem großen Raum mit Panzerschränken und hölzernen Schubladen mit Schlitzen für die verschiedenen Münzen. Eines von den Fächern war für goldene Münzen reserviert. Der dritte Stock war vermietet. Hinter dem Haus legten 30 Hühner Eier.

Opa Jakob hatte keinen weiten Weg zu seiner Bank und der Synagoge. Der eine führte ihn ins Erdgeschoss und der andere in die *Schul* auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Ins Erdgeschoss und über die Straße zu gehen entsprach genau seinen Vorstellungen. Diese kleine Welt genügte ihm.

Vor dem Frühstück ging Opa Jakob in die Synagoge, um seine Morgengebete zu sprechen. Er und die anderen Juden aus dieser kleinen hessischen Gemeinde trugen dann ihre schwarze Kippa und Gebetstücher. Sie sprachen die Gebete auf Hebräisch und brachen zwischendurch in Klagen aus. Die Frauen waren mit

Briefumschlag des Bank- und Wechselgeschäfts von Jakob Hahn, Sammlung Hahn

der Hausarbeit beschäftigt und gingen nicht mit zu den Morgengebeten. Wären sie gegangen, hätten sie oben in der Frauenempore sitzen müssen, so wie an den Hohen Feiertagen. Das Haus für den Gottesdienst war strikt nach Geschlechtern getrennt.

Nach dem Morgengebet überquerte Opa Jakob wieder die Straße und ging in sein Haus um zu frühstücken. Er tunkte frische Mohnbrötchen in seine Kaffeetasse und ließ einen Haufen von Krümeln auf dem Frühstückstisch zurück. Dann ging er nach unten, um die schweren eisernen Fensterläden seiner Bank aufzuziehen. Das Jakob Hahn Bankgeschäft war nun geöffnet.

Das Erdgeschoss und eine Straßenüberquerung bedeuteten für Oma Julia eine zu begrenzte Welt. Sie wünschte sich innig, dem häuslichen Einerlei zu entfliehen, aber weiter als bis zum Stadtrand, wo sie einen kleinen Gemüsegarten pflegte, schaffte sie es nicht. Jeden Tag ging sie mit einem Eimer voll Hühnerdung dorthin, um den Boden zu düngen. Dieses kleine Stück Land war so dicht bewachsen, dass es fast unmöglich war, einen Fuß hineinzusetzen. Winterhartes deutsches Gemüse wie Rot- und Grünkohl, Kartoffeln, Tomaten, Gurken, Radieschen, Rüben, gelbe und grüne Bohnen wuchsen hier im Überfluss, aber auch die zarten süßen Erbsen und die Obstbäume, deren Äste zur Erntezeit so viele Früchte trugen, dass sie abgestützt werden mussten. Der Gartenzaun war stark überwachsen von Heckenrosen, die das verwitterte hölzerne Gartentor nur schwer finden ließen. Die Tür wurde mit einem großen Schlüssel geöffnet, den meine Großmutter in ihrer Schürzentasche trug. In einem kleinen Schuppen, umrandet von lachenden Sonnenblumen, rosteten abgestellte Gartengeräte inmitten von Spinnweben. Hier, in der Ruhe des frühen Nachmittags, ging meine Großmutter zu Werke. Sie säte, jätete Unkraut, begoss die Blumen, lockerte die Erde auf und erntete grüne Erbsen, blaue Pflaumen oder was auch immer man gerade pflücken konnte aus diesem zuverlässigen Füllhorn.

In dieser friedlichen Stille, wo nur Schmetterlinge, Raupen, Regenwürmer und Schnecken als ihre stummen Begleiter auftraten, dachte sie über ihre Kinder nach, wo sie mal leben könnten, falls sie eines Tages aus dieser so unendlich begrenzt erscheinenden Welt fliehen würden. Wenn die Kinder ihren Weg in die großen Städte wie Berlin, Frankfurt, München oder Dresden finden würden, könnte sie sie wenigstens besuchen kommen und an diesem neuen, interessanten Leben teilnehmen. Obwohl dieses neue Großstadtleben, das durch den rapiden Aufschwung der Industrie im 20. Jahrhundert gekennzeichnet war, die kleinen Städte und Dörfer noch nicht verwandelt hatte, waren diese Veränderungen in der Luft und kitzelten die Nasenlöcher der Kleinstadtleute wie das Salz die Pferde.

Oma Julia war schon in jungen Jahren verwaist. Ihre Ehe mit meinem Großvater wurde durch Verwandte arrangiert. Obwohl sie alle ihre hausfraulichen Aufgaben pflichtgemäß erfüllte, lastete das Leben schwer auf ihrer üppigen Brust. Oft seufzte sie tief und offenbar grundlos, und Tränen rollten ihr über die rosigen Wangen. Scheinbar hatte sie alles, was ihr zustand, bzw. alles, was eine Frau zu ihrer Zeit und in ihrer Position erwarten konnte. Aber sie war nicht glücklich. Die Welt um sie herum veränderte sich, und sie wollte so gern ein Teil

Oma Julia in späteren Jahren, Sammlung Hahn

der Veränderungen sein. Und sie unterdrückte etwas: Die Härte, mit der ihr Ehemann das Haus beherrschte. Zu viel Gehorsam. Sie konnte es nicht ertragen, wenn er die Jungen schlug.

Als 1925 Oma Julia über die Anzeige in einer Zeitung, welche unter der Gans lag, die für das Mittagessen vorbereitet wurde, stolperte, wusste sie, dass sie einen Kandidaten hatte für den „jungen jüdischen Mann mit juristischer Ausbildung". Weder ihr ältester Sohn Isfried, noch ihr jüngster Sohn Rudi, gingen zur Universität. Aber ihr mittlerer Sohn Arthur hatte die richtigen Voraussetzungen, den richtigen Schneid, für diese einmalige Chance.

Wie mein Vater mit der Familie meiner Mutter in Kontakt trat, blieb hinter Vermutungen verschleiert, besonders da eine andere Familiensage die Geschichte mit der Zeitungsannonce in Frage stellte. Aber auch die zweite Version änderte nichts an der grundlegenden Motivation meines Vaters: So schnell wie möglich reich und mächtig zu werden. Anstelle der Version mit der Anzeige, die die Verwandten meiner Mutter bestritten, aber auf die die Verwandten meines Vaters bestanden, ging die Geschichte so: Nach dem Abgang von der Würzburger Universität 1923 war es klar, dass Arthur Hahn lieber Geschäftsmann werden wollte als sich weiterhin mit Jura zu beschäftigen. Der akademische Grad, den er verliehen bekam, war ein juristischer, aber um ein selbständiger Anwalt zu werden, hätte er noch einige Jahre am Gericht und im Rechtsanwaltsbüro arbeiten und zusätzliche Prüfungen ablegen müssen. Das war einfach nichts für ihn. Er entschied sich stattdessen, als Buchhalter für eine Firma in Kassel zu arbeiten, nahm dann aber bald eine Übergangsstelle in der Bank seines Vaters an. Aber es ging ihm alles nicht schnell genug. Er fühlte sich überaus rastlos und im

Sommer 1925, entschloss er sich zu einer Reise außerhalb seines Heimatlandes, in die Tschechoslowakei.

So kam es, dass er in der Bar des Hotels Akron, eines der besten Hotels in Prag, saß und eine Unterhaltung mit Herrn Fried, einem älteren Gentleman, begann. Er vertraute ihm seinen sehnlichsten Wunsch an: in eine wohlhabende Familie einzuheiraten. Aber er tat mehr als nur seinen Traum mitzuteilen – er ging die Sache ganz nüchtern an, indem er ihn fragte, ob er nicht solch eine Familie kennen würde. Herr Fried war ein hervorragender Rechtsanwalt, dessen große und vornehme Erscheinung durch einen Klumpfuß, den er seit seiner Geburt hatte, beeinträchtigt war. Er hatte niemals geheiratet. In Geschichtsbüchern und Märchen wird von Zwergen und anderen von der Norm abweichenden Menschen gesprochen, die an vielen königlichen Höfen zu Vertrauten der Könige wurden. Und Herr Fried wurde zum Vertrauten des Hauses Brach, er konnte gehen und kommen, wann immer es ihm beliebte. Er hatte eine Sonderposition. Außerdem war er Oma Luises Favorit. Nach der Familienüberlieferung schätzte sie ganz besonders die intellektuellen Gespräche mit ihm. Herr Fried kannte die geschäftliche Seite, die mein Großvater mit ihm bereitwillig diskutierte und durch meine Großmutter die familiäre Seite.

Eine ihrer Sorgen zu der Zeit betraf ihre beiden Töchter, 22 und 24 Jahre alt. Sie unterschieden sich wie Tag und Nacht. Erna, die älteste, hatte rotes, flammendes Haar und ein dazu passendes Temperament. Trotz sorgfältigster Aufsicht schaffte sie es, mit 17 ein Verhältnis mit ihrem zweiten Cousin Paul einzugehen. Dieser junge Mann, dessen Vater ein Cousin meines Großvaters war, lebte mit seinem Bruder in einer winzigen Wohnung über einem Zeitungs- und Tabakladen in Olmütz. Ernas häufige Besuche dort ohne Begleitung wurden ihrer Familie von der Frau des Ladeninhabers gemeldet. Daraufhin zwang mein Großvater sie, die jetzt 18–Jährige, Paul zu heiraten. Dieser Zwischenfall war ein Skandal und, obwohl verheiratet, ihr Ruf war in den Augen der Familie Brach für immer beschädigt.

Meine Mutter Helene hatte braunes Haar, und sie schien im Vergleich mit ihrer Schwester wie ein Schmetterling im Kokon. Ihre völlige Interessenlosigkeit am anderen Geschlecht begann ihre Eltern bereits zu beunruhigen.

Es scheint, dass beide Versionen der Geschichte, wie sich mein Vater und meine Mutter trafen, wahr sind. Meines Vaters Familie hatte keinen Zweifel daran, dass diese Annonce in der *Frankfurter Zeitung* erschienen war. So zweifelte auch die Familie meiner Mutter nicht daran, dass mein Vater Herrn Fried im Hotel Akron in Prag getroffen hatte, allerdings mit einem kleinen Unterschied: Das Treffen war nicht zufällig. Es wurde arrangiert von meinem Großvater nach der Antwort meines Vaters auf diese Annonce. Mein Großvater schickte Herrn Fried als seinen Emissär, um den Kandidaten zu prüfen. Herr Fried stimmte für den jungen Mann, der den ersten Auftritt bestanden hatte und schickte ihn weiter, um die Familie zu treffen.

Leonhard Brach blieb in Dresden, um die Angelegenheiten des Malzgeschäftes zu leiten, aber seine Frau Luise, seinen Sohn Fredie, seine Tochter Helene und Nichte Susi sowie eine junge Freundin Susis schickte er zum Urlaub in das

Hotel Berghof in Spindlermühle, einem Kurort im deutschsprachigen Teil der Tschechoslowakei. Als Arthur Hahn mit bescheidenen Mitteln aber hohen Hoffnungen und einem riesigen Koffer ankam, nahm er Quartier in einem Bauernhaus, das ihm im ersten Stock Unterkunft bot und im Erdgeschoss dem Vieh. Der junge Arthur hatte einen riesigen Garderobenschrank mit Kleidern bei sich, denn er wollte den bestmöglichsten Eindruck machen. Der Schrankkoffer, der von zwei Bauern die hölzernen Stufen hinaufgetragen werden musste, öffnete sich vertikal mit zwei Türen, die mit Messingscharnieren verbunden waren. Eine Seite enthielt graue leinwandbezogene Fächer für Hemden, Schuhe und Unterwäsche. Die andere Seite war für aufgehängte Anzüge in voller Länge. Er kam an wie ein Schauspieler auf Tournee, mit einer Garderobe voll mit Kostümen, die es ihm erlaubten, jede Rolle zu spielen, die von ihm gefordert werden würde.

Nachdem der Schrankkoffer sicher in dem kleinen Raum abgestellt worden war und er die Türangeln geöffnet hatte, um etwas Luft in den Koffer zu lassen, überlegte sich Arthur Hahn seinen nächsten Schritt sehr sorgfältig. Weder seine finanziellen Mittel noch die Zeit erlaubten irgendwelchen Firlefanz. Er hatte nur einen 7-tägigen Urlaub von seiner Bank erhalten, und auch der war ihm von seinem strengen Vater und Chef nur widerwillig gewährt worden. Er, Jakob Hahn, brauchte nicht ins Ausland zu verreisen, warum sollte das dann sein Sohn tun? Der kleine Verdienst, mit dem sein Vater ihn bezahlte, ließ ihm wenig Spielraum, länger als die gewährte Woche zu bleiben. Alles was zu erledigen war, musste in dieser kurzen Zeitspanne erledigt werden.

Von seinem Fenster aus konnte Arthur Hahn deutlich das Hotel Berghof sehen, wo die Familie, die er treffen wollte, abgestiegen war. Sie waren so weit gegangen, dass sie ihren Emissär, Herrn Fried, geschickt hatten, um ihn in Prag zu treffen und zu prüfen, und er hatte dann Arthur erlaubt sich zu nähern. Aber jetzt, was hatte er jetzt zu tun? Kein Bote wurde zu seinem Bauernhaus-Hotel geschickt, um ihn einzuladen, damit er beim nächsten Tee oder ähnlichem der Familie beiwohnen könnte. Und eigentlich war er sich gar nicht sicher, ob sie von seiner Ankunft überhaupt wussten.

Als er so aus seinem Fenster starrte, kam ihm das Hotel Berghof mehr und mehr wie ein Schloss vor. Er stellte sich vor, dass er, der junge Ritter, den Graben durchwaten und den Drachen töten musste, damit er den Eingang erreichen und um die Hand des Mädchens anhalten könnte. Arthur Hahn fühlte sich vollends dieser Aufgabe gewachsen.

Zuerst entschied er sich dafür, die Hauptmahlzeiten im Hotel einzunehmen, da das Bauernhaus sowieso nur das Frühstück reichte. Nachdem er diese Entscheidung getroffen hatte, machte er sich frisch, wechselte seine Garderobe und ging zielbewusst zum Hotel. Er hinterließ seine Visitenkarte an der Rezeption und verfasste eine kurze Notiz, in welcher er mitteilte, dass er Grüße von einem gemeinsamen Freund, Herrn Fried, überbringe. Er drückte die Hoffnung aus, dass er einmal das Vergnügen eines Treffens mit der geschätzten Familie Brach haben möchte, von der er doch schon so viel gehört hatte. Danach ging er in den

Speisesaal und nachdem er herausgefunden hatte, wo genau die Familie Brach saß, erbat er sich einen Tisch in deren Nähe.

Arthur Hahn war schon zu Tisch, als die Brachs ankamen. Die Notiz hatte Luise Brach schon während des Nachmittags erreicht, aber ob die anderen darüber Bescheid wussten, war nicht klar. Jedenfalls war Helene noch völlig unwissend. Aber als der neue Gast seinen Bierkrug in Richtung der Brachs zum stillen Toast erhob, sagte Fredie, Helenes Bruder, sie sollten nicht in seine Richtung schauen und deutete an, dass Arthur Hahn ein Hochstapler sei. Der junge Fredie, der einzige Mann am Tisch der Brachs, konnte Arthur vom ersten Blick an nicht leiden und lehnte es ab, seinen Toast zu erwidern. Diese Beleidigung schreckte den jungen Ritter nicht ab. Sie diente vielmehr dazu, seine Absichten deutlicher zu machen und das wollte er nun direkt gegenüber der Mutter vollbringen.

Arthur Hahn, der seine eigene Mutter Julia verehrte, und sich sicher war, ihr Liebling zu sein, fühlte eine starke Verbindung zu allen Müttern und genau genommen zum weiblichen Geschlecht überhaupt.

Niemand erinnerte sich hinterher genau, wie das alles passiert war, aber Luise Brach, die Matrone an dem Tisch der Fünf, verwarf den makellos angezogenen Mann keineswegs. Er schlug seine Hacken zusammen und verbeugte sich wie der preußische Prinz, als er ihre Hand küsste. Wenn ihr lieber Freund Walter Fried ihn geschickt hatte, so würde sie ihm erlauben, sie und ihre Familie bei den täglichen gemeinsamen Spaziergängen zu begleiten.

Spaziergänge in der Natur waren die Hauptaktivität in Spindlermühle. Es gab die Morgenspaziergänge in Wäldern und Feldern, Nachmittagsspaziergänge und abendliche Promenaden vor dem Hotel. Manchmal unternahmen die Gäste einen Tagesausflug. Solch eine Entscheidung wurde niemals getroffen, ohne das Hotel eine Nacht davor zu informieren, damit die Küche von der Abwesenheit beim Mittagessen informiert war und ein solides Lunchpaket zubereiten konnte. Wie viele Tausend Familienfotos wurden wohl von europäischen Familien, die auf Bergen sitzend in der Nähe eines Baches ihr Picknick mampften, aufgenommen?

Während er Luise Brach und ihre Kinder beim ersten Spaziergang begleitete, wurde festgestellt, dass Arthur Hahn nicht im Hotel wohnte so wie es selbstverständlich angenommen wurde, sondern in einem Bauernhof im Dorf, ein Fakt, der sofort von Fredie gegen Arthur verwendet wurde. Das war der perfekte Beweis, sagte er, dass dieser Kerl mit den modischen Anzügen und dem germanischen Gehabe ein Heiratsschwindler sei. Fredie wies auf das Bauernhaus hin, welches die Mädchen von ihrem Balkon aus gut sehen konnten, einschließlich der Kuh, die gerade in dem Moment aus dem Stall trat um zu grasen. Sie platzten alle vor Lachen, einschließlich Helene. Es war einfach zu lustig, dass dieser fesche Kerl mit einer Kuh unter einem Dach wohnte.

Aber Luise Brach war anderer Meinung und machte es sich zu ihrer Aufgabe, den jungen Mann aufzusuchen, um mehr über ihn zu erfahren. Sie kam von diesem Treffen tief beeindruckt zurück. Er wirkte sehr gepflegt, ein Umstand, der wahrscheinlich die anderen viel weniger beeindruckte. Wenn Luise Brach

Meine Mutter Helene mit ihren Eltern und dem Hund „Lord“, ca. 1920, Sammlung Hahn

auf dem Balkon des Hotels stand und das Bauernhaus sah, ignorierte sie die grasende Kuh. Sie starrte auf die Hosen des jungen Mannes, die in der Nähe des Fensters aufgehängt waren, um eine perfekte Falte zu bekommen. Das war für sie der entscheidende Faktor.

Waren Schlagsahne und Wiener-Schokolade-Essen typisch für Österreich, so war Luise Brach keine typische Österreicherin. Sie neigte mehr zu Birkenwasser und Gurken. Das Birkenwasser nutzte sie dazu, ihren Kopf zu massieren und ihre Naturwellen zu pflegen. Die Gurken servierte sie mit Tomaten und Radieschen für einfache Mahlzeiten. Sie glaubte nicht an schweres Essen vor dem Schlafengehen und initiierte eine Art von Nouvelle Cuisine in ihrer tschechisch-österreichischen Küche – nichtangedickte Suppen und Saucen, frische Früchte öfters als süße Desserts – all das war, bevor die Menschen bewusst zu Gesundheitskost und Diät-Nahrung griffen. Sie war in dieser Hinsicht spartanisch, denn, obwohl sie alle nötigen Mittel gehabt hätte, erlaubte sie sich im Speiseplan keine Nachsicht. Gepflegt, sauber und praktisch waren einige ihrer Grundsätze, die sie für sich selbst anlegte. Das Lesen von Zeitungen war ihr lieber als das von romantischen Romanen, und so war sie immer auf der Höhe der Zeit. Während des Krieges diente sie als Volontärin beim Roten Kreuz und verband die Wunden der Soldaten im Hospital.

Gepflegt, sauber und praktisch – mehr an Zeitungen als an Büchern interessiert – diese Eigenschaften beschreiben auch den jungen Mann, der in diesem Bauernhaus wohnte. Luise Brach hatte mehr mit ihm gemeinsam als mit ihrem eigenen Sohn Fredie, der zunehmend die Merkmale eines verwöhnten Sohnes eines reichen Mannes zeigte: unverantwortlich zu handeln, das Leben als einen Witz anzusehen, Dinge als selbstverständlich anzusehen, mehr zu reden als zu arbeiten. Obwohl sie den jungen Mann zuerst akzeptierte, weil er von einem

Freund geschickt wurde, unterstützte sie ihn jetzt selber. Sie erlaubte ihm, allein mit Helene spazieren zu gehen.

Helene Brach war 22 Jahre alt, als der junge Deutsche neben ihr lief. Wenn sie über einen Ast stolperte, der auf ihren Weg gefallen war, ergriff ihr Begleiter ihren Arm, hob sie über das Hindernis und erklärte leidenschaftlich: „So möchte ich dich durch das Leben tragen!“ Helene, die nichts über die Anzeige in der Zeitung oder das Treffen mit Herrn Fried im Hotel Akron wusste, fand die Begeisterung des jungen Mannes etwas schockierend. Bis jetzt hatte sie ein sehr beschütztes Leben geführt, und ihr fehlte einfach die Erfahrung im Bewerten anderer Menschen. Sie wusste, dass sie auf ihre Eltern und ihre Gouvernanten hören musste und so wenig wie möglich selbst denken sollte. Ihre Schwester Erna war ein gutes Beispiel dafür, was passiert, wenn jemand ausbrechen wollte. „Sie tanzte aus der Reihe“, sagte man von ihr und ließ sie teuer dafür bezahlen.

Aber auch Helene hatte einmal rebelliert, und dieser kleine Akt der Selbstbehauptung bekam ihr ebenfalls nicht gut. Als sie 16 Jahre alt war, erlaubte man ihr, in die Tanzschule zu gehen. Diese wurde von den jungen Männern und Frauen der Olmützer höheren Gesellschaft besucht. Jede Woche wurde sie entweder von ihrer Mutter oder ihrer Tante Ida dorthin begleitet. Ohne weiter an einem speziellen Mann interessiert zu sein, ging Helene durch die Schritte der Polonaise, der Quadrille und anderer Gesellschaftstänze, die aus dem goldenen Zeitalter des Kaisers Franz Josef stammten, aus der Zeit der k.u.k. Monarchie, auf die sich immer noch alle aus Nostalgie bezogen und die immer noch die Norm für die soziale Etikette abgab, obwohl diese ursprünglich von Frankreich übernommen worden war.

Zum Jahresende hin veranstaltete die Tanzschule einen Ball, der als das Hauptereignis für die junge Gesellschaft galt. Am Tag des Balls lag Helenes weißes Ballkleid, geschmückt mit rosa Satin, perfekt gebügelt, auf ihrem Bett. Es war handgenäht von zwei Damenschneiderinnen. Die Köchin hatte zwei Dutzend Pfefferkuchenherzen gebacken und sie mit roten Bändern dekoriert. Eine weiße Beschriftung enthielt den Namen je eines der teilnehmenden jungen Männer. Die von ihr gewählten Tanzpartner sollten sich dann diese Herzen an ihr Revers heften.

Am frühen Nachmittag war alles fertig und Helene hatte einige Stunden nichts zu tun. Plötzlich überkam sie der Wunsch nach einer Maniküre und sie fragte ihre Mutter um Erlaubnis, in die Stadt zu gehen. Luise Brach las eine Zeitung und hielt eine Maniküre für unnötig. Sie gab ihr zu verstehen, dass sie zu Hause bleiben sollte. Aber Helenes Rastlosigkeit wuchs und sie suchte ihre Mutter mehrmals auf in der Hoffnung, dass sie ihre Meinung ändern würde. Schließlich machte sie sich ohne Erlaubnis auf den Weg. Sie rannte in die Litauer Straße, die Hauptstraße im Stadtzentrum von Olmütz. Es war nicht weit, aber sie hatte vergessen, dass es der Sonnabend vor Weihnachten war und die Maniküren viel zu tun hatten. Sie hatte keinen Termin vereinbart und so musste sie lange warten. Als sie nach Hause zurückkehrte, war es schon ziemlich spät. Sie eilte in ihr Zimmer. Das Kleid, das wie eine unschuldige weiße Knospe auf ihrem Bett gelegen hatte, war verschwunden. Sie rannte zu ihrer Mutter und fragte:

„Wo ist mein Kleid?“ „Im Feuer“, sagte Luise Brach, „im Feuer“. Sofort rannte Helene in die Küche, aber die Pfefferkuchen waren ebenfalls verschwunden. „Wo sind die Herzen?“, fragte sie. „Auch im Feuer!“, war die herzlose Antwort.

Fast sieben Jahre waren seit diesem Zwischenfall vergangen, sieben Jahre, in denen sich in Helenes Leben wenig ereignete. Sie studierte Französisch und spielte Klavier, aber ansonsten war sie ein schlafendes Schneewittchen.

Die Spaziergänge mit dem jungen Arthur hatten einen entscheidenden Einfluss auf sie. Ihre Wangen bekamen Farbe und sie wurde bemerkenswert aufgeschlossen – so weit, dass Luise Brach mit ihrem Ehemann telefonierte und ihn bat, schnell zu kommen und sich den jungen Mann anzusehen, bevor der wieder nach Deutschland zurückkehren müsste.

Als Leonhard Brach ankam, überstürzten sich nahezu die Dinge. Bevor noch irgendjemand die Lage völlig verstanden hatte, wurde von einer offiziellen Verlobung bei Helenes Geburtstag im September gesprochen. Aber das waren noch zwei ganze Monate und zu lange zum Warten. Schließlich wurde vereinbart, dass die Familie Brach der Familie Hahn in Bad Hersfeld einen formellen Besuch in einem Monat abstatten würde.

Kurz bevor Arthur Hahn abreisen musste (er war schon drei Tage länger als die erlaubten sieben geblieben), nahm er Helene zum örtlichen Fotografen, um ein Foto aufzunehmen. Er wollte damit zu Hause beweisen, dass alles wahr und kein Märchen war. Der Ritter hatte den Graben durchwatet, die Mauern erklommen und die Hand der Prinzessin gewonnen.

In der Geologie ist eine Verwerfung der Bruch einer Felsschicht, in deren Ergebnis ein Abschnitt entlang der Bruchlinie verschoben wird. Im Fall der deutschsprachigen Menschen tauchte solch eine „Verwerfung“ oder sozialer Bruch vor rund hundert Jahren auf, als das eine Gebiet des Heiligen Römischen Reiches unter den Habsburgern und das andere unter den Hohenzollern verblieb. Die Hohenzollern sind für den Erfolg des Protestantismus und der Reformation verantwortlich und ermöglichten den Aufstieg Preußens. In Deutschland entwickelten sich unter dem Einfluss der Industrialisierung eine große Mittelklasse, ein öffentliches Bildungssystem und eine Ethik der Arbeit.

Die Brachs allerdings, obwohl sie aus einem anderen deutschsprachigen Gebiet in das eigentliche Deutschland umgezogen waren, lebten auf ihre Art in ihrem altvertrauten Österreich. Dort hatten die französischen und österreichischen Monarchien einen über einen langen Zeitabschnitt dauernden gesellschaftlichen Einfluss ausgeübt, mit der Aristokratie, den wohlhabenden Kaufleuten, Intellektuellen und Künstlern auf der einen Seite des sozialen Spektrums und den wenig gebildeten Arbeitern und Dienern auf der anderen. Die Brachs ordneten die Hahns fraglos in die Bourgeoisie ein.

Den weiblichen Mitgliedern der Familie Hahn schienen die Brachs vom Himmel geschickt worden zu sein. Sie fühlten, dass aus dieser Verbindung nur Gutes kommen konnte und die Aussicht, bald zu der Verwandtschaft dieser Prinzen zu gehören, übertraf all ihre Erwartungen. Arthurs Schwester, Bertie, verlor keine Zeit, von einer langen Reihe von wohlhabenden Männern zu träumen. Einen würde sie dann wahrscheinlich auch heiraten (aber nicht, bevor sie eine Unmen-

ge von Bällen und Galas besucht und die Herzen von Dutzenden von Männern gebrochen hatte). Mutter Julia sah ihren erfolgreichen Sohn bereits in Dresden oder Berlin sitzen, wo „das neue Leben" stattfand, das Leben, von dem sie bis jetzt nur gelesen und geträumt hatte, als sie die Zeitungen unter dem Hinterteil von Gänsen und Hühnern ausbreitete. Wie war das Haus darauf vorzubereiten? Was sollte serviert werden? Was sollte man tragen? Wer sollte neben wem sitzen? War der Tisch lang genug?

Die beiden Brüder, Isfried und Rudi, hatten ebenfalls die Vorstellung, dass die Erweiterung der Familie ihnen zugutekommen würde. Und selbst wenn sie irgendwelchen Neid auf Arthur verspürten (schließlich war er derjenige, der in diese Goldgrube fiel), so wussten sie auch, dass keiner von ihnen so wie er auftreten konnte. Isfried war zu einfältig und aufrichtig, Rudi zu unbekümmert. Eine ganz besondere Kombination von ambitionierter Schläue und Charisma war notwendig, und das war Arthurs Stärke, nicht ihre.

Niemand in der Brachschen Familie beachtete den Schabbat, aber Leonard Brach nahm besondere Rücksicht auf den Umstand, dass seine Ankunft an einem Sonnabend unakzeptabel sein würde. Aus Respekt für den orthodoxen Jakob Hahn stiegen die Brachs deshalb eine Station vor Bad Hersfeld aus dem Zug, übernachteten in einem kleinen Hotel und setzten ihre Reise am Sonntagmorgen fort. Am Bahnhof wartete Isfried, der älteste Sohn. Er übergab Luise Brach ehrerbietig ein Bouquet langstieliger roter Rosen als Zeichen des Willkommens. Dann gingen sie zu Fuß durch die Stadt, gefolgt von den Gepäckträgern. Vor dem Rathaus stand Rudi, der jüngste Sohn, ebenfalls mit roten Rosen. Arthur, der die Ankunft der Brachs sorgfältig inszeniert hatte, indem er seine Brüder zu strategischen Punkten dirigierte, erwartete die Familie mit einem Bouquet für Helene vor der Haustür des elterlichen Anwesens.

Im ersten Stock des Hauses steigerten sich Erregung und Nervosität. Ungeschickte Momente für Julia Hahn und ihre zwei Söhne Isfried und Rudi wurden durch eine allgemeine Geschäftigkeit verdeckt. Julia legte letzte Hand an das Fleisch, den Fisch und das Geflügel, und die beiden Brüder zogen das Grammophon auf, um ununterbrochen den letzten Hit aus den Berliner Kabaretts erschallen zu lassen. Der für die Situation zutreffende Schlager wurde gesungen von dem Lotte-Lenya/Marlene-Dietrich-Typ Claire Walldorff mit ihrer kratzigen Stimme, und er begann so:

> Ach, wie ich die Lene liebe, Ha, Ha, Ha.
> Ach, ich fühle mächt'ge Triebe, Ha, Ha, Ha.

Wien war nicht länger die letzte Mode, sondern Berlin, das Berlin der 20er mit seinen neo-expressionistischen Einflüssen. Nicht der Wiener Walzer und eine Gesellschaft, die das Napoleonische Hofzeremoniell nachahmte, sondern Satire, gesungen von wenig beachteten aber mutigen Frauen der Unterschicht, neue Botschaften sickerten um vier Uhr morgens aus dem Untergrund der Kabaretts und zogen wie Nebel auch in die Häuser der Kleinstadtbewohner. Hüte wurden schräg getragen.

Sie waren zehn am Tisch. Jakob Hahn und Julia Hahn nahmen ihre traditionellen Plätze ein. Er am weitesten und sie am nahesten zur Küche. Luise Brach war die Tischnachbarin von Jakob Hahn, Leonard Brach saß neben Julia Hahn. Die dunkelhaarige, dunkeläugige Bertie, schon fleißig mit dem blonden, blauäugigen Fredie flirtend, war natürlich neben ihn platziert worden. Arthur und Helene saßen zusammen, und die beiden Brüder mussten sich notgedrungen in den verbleibenden Raum quetschen. Nur Erna, die bereits 6 Jahre verheiratet war, fehlte. Vater Jakob nahm das Wort. Er trug eine schwarzseidene Yamulka. Er stand über der *Challa*, dem jüdischen Brot, das mit einem seidenen Tuch zugedeckt auf einem Porzellanteller lag. Er hielt seine Hände über den Brotlaib und sprach die *brocho* (den Segen): „boruch ato hascham elohenu melech hoaulom hamauzeh lechem min hoorez" (gepriesen seist du, oh Herr, König der Welt, der das Brot aus der Erde hervorgehen lässt). Alle Köpfe waren in diesem Moment respektvoll gebeugt. Filzhüte bedeckten die Köpfe von Leonard und Fredie Brach, die keine Yamulka besaßen.

Es schien, dass der leichtsinnige Fredie, der sowieso das ganze Getue als einen Witz ansah und Arthur Hahn nie mochte, einen Plan hatte, wie er seine Anwesenheit ohne Affront verkürzen konnte. Er erzählte, dass er einen Anruf erhalten hätte, von Lisa Arnold, der kränklichen Frau des berühmten Bankiers Heinrich Arnhold, Direktor der Dresdner Bank. Sie liege im Sterben und müsste deshalb sofort mit ihm persönlich sprechen. Der Grund wäre ihre adoptierte Tochter Paula, um die sich Fredie bemühte. Ob Fredie tatsächlich solch ein Anruf erreichte oder ob er einfach so tat als ob, ist nicht klar. Wie auch immer, es wurde ihm sogleich erlaubt, nach Dresden zurückzukehren. Er heiratete Paula später, aber diese Heirat endete mit einer Scheidung. Und die Arnholds: sie gingen eine Partnerschaft mit den verbliebenen Leitern des Hauses Bleichröder ein und gründeten zuerst in London und danach in New York eine erfolgreiche Firma unter dem Namen „Arnhold and S. Bleichröder."

Aber jetzt wurde gegessen. Die Gänge wurden von einem Kellner aus dem nebenan liegenden Restaurant serviert, dem für diese Zwecke weiße Handschuhe gegeben wurden – eine Idee Julias, die diesem Ereignis Eleganz verleihen wollte. Beim Essen dachte bestimmt jeder daran, dass es noch eine Sache zu regeln galt: die Mitgift. Auf jüdisch nennt man das „*tacheles* sprechen". In Amerika sagt man „brass tacks" oder „talking turkey." Sicherlich hat jedes Land und jede Sprache eine spezielle Bezeichnung für diesen Moment, wenn alles auf die wesentlichen Punkte heruntergehandelt und ein Abkommen getroffen wird. Die beiden Hauptpersonen, Leonard Brach und Jakob Hahn, der eine glattrasiert, der andere mit einem Kaiser Wilhelm Bart, der aus dem Gesicht wie die Hörner einer ausgestorbenen Rasse wilder Bisons herausragte, wussten, wie man mit dieser Situation umgehen musste. Selbstbewusst, in ihren dunklen Anzügen, mit goldenen Uhrketten über den Westen, erhoben sie sich nach dem Abendbrot und begaben sich auf einen Spaziergang.

Helene und Arthur gingen mit Abstand hinter ihnen her, außerhalb der Hörweite. Fredie entbot sein Adieu und machte sich auf nach Dresden, um die ster-

bende Frau Arnhold aufzusuchen. Bertie zog sich auf ihr Zimmer zurück mit einer fürchterlichen Migräne; alle brauchten eine Pause.

Vier Stunden später waren wieder alle versammelt. Die beiden Patriarchen waren entspannt und guter Laune. Die Verhandlungen waren gut verlaufen. Sie nahmen wieder ihre Sitze am Tisch ein. Jakob Hahn begann zu sprechen. Arthur und Helene sind gute Kinder, sagte er. Sie haben sich gefunden, und er sähe keinen Grund, in ihrem Weg zu stehen. Arthur würde einen guten Ehemann abgeben, sowie einen würdigen Schwiegersohn, der in das Geschäft von Helenes geschätztem Vater eintreten und sein Bestes geben würde, um Erfolg zu haben. „Alles ist in bester Ordnung und ich habe keinerlei Einwand", setzte er fort, „allerdings mit einer Ausnahme." Alle Augen waren auf ihn gerichtet. „Was ist mit *koscher*?", fragte er. „Wer soll auf die *koschere* Küche achten? Ohne die Versicherung, dass meines Sohnes Haushalt die traditionellen Vorschriften beachtet, kann ich nicht meine vorbehaltlose Zustimmung geben." Stille. Berties Migräne hämmerte stärker. Julias rosige Landluftwangen wurden plötzlich blaß. Das Problem war schwerwiegend. Konnte es gelöst werden? „Liesl kann *koscher* kochen!", bot plötzlich Julia an. „Ich werde sie nach Dresden schicken, sie kann bei Arthur und Helene wohnen." Liesl diente im Haushalt der Hahns seit mehr als zwanzig Jahren. Sie kam von der Schwalm, einer Landschaft, in der die Dör-

Dinnerparty im Salon der Bergstraße Nr. 16 am Abend vor der Hochzeit meiner Eltern, Februar 1926 (erste Reihe von links nach rechts: Opa Brach und Oma Luise, meine Mutter Helene und mein Vater Arthur, Oma Julia und Opa Jakob; zweite Reihe: Onkel Robert und Tante Erna, Onkel Willie und Tante Ida, Tante Bertie und Onkel Paul, Herr Fried, Onkel Fredie; im Vordergrund sitzend: Tante Susie), Sammlung Hahn

fer immer noch kein fließendes Wasser und die Häuser strohgedeckte Dächer hatten, damit die Störche im Frühling einen Nistplatz vorfanden. Sie kam als junges Mädchen zu den Hahns und wurde, obwohl nicht jüdisch, von Julia in alle Details einer *koscheren* Küche eingeführt. Sie war die Lösung.

Daraufhin ließ Jakob Hahn ein Glas auf den Boden fallen, zertrat es und sagte „Viel Glück." Bertie fiel in Ohnmacht.

Im Februar 1926 schritten die Braut und der Bräutigam unter einem Bogen von Säbeln, die von den Brüdern der *Veda* Studentenvereinigung gehalten wurden, in die vornehme Dresdener Stadtvilla von Leonard und Luise Brach. Und Liesl, sie presste ihr riesiges Gänsefederkissen, ihr wichtigster Besitz, gegen ihre Brust und kam in die große Stadt, um eine koschere Küche für Helene zu führen.

Ich wurde kaum ein Jahr später geboren, empfangen während der Hochzeitsreise meiner Eltern an der französischen Riviera. Nach ihrer Rückkehr wurde meine Mutter von der Schwangerschaft unterrichtet. Sie begann zu schluchzen. „Warum weinen Sie, junge Frau?", fragte der Arzt besorgt. „Sie sind doch verheiratet?" Aber das war nicht der Punkt. Mutterschaft war nicht das, was meine Mutter von der Ehe erwartet hatte. Noch nicht. Nicht so bald. Mehr als alles andere hatte sie gehofft, die Ehe würde ihr das erlauben, was sie bis jetzt nicht haben konnte: sorgenfrei und ausgelassen zu sein. Das zu tun, wozu sie Lust hatte und endlich „zum Ball zu gehen."

Die Elbschloss Malzfabrik, für die Leonard Brach den deutschen Schwiegersohn brauchte, saß nicht inmitten eines Mohnfeldes im osteuropäischen Getreidegürtel, so wie die Branche in Mähren. Sie schmiegte sich an die bizarren Formen der Sandsteinfelsen von Schöna an der Elbe. Beschattet von dunkelgrünen Bäumen, Weinreben und Farnen, ging von dieser Wasserburg ein dumpfer Geruch von Gärung aus, der das Wachstum von Pilzen, Moosen und die Herstellung von Bier ermöglichte. Die Mälzerei war so nahe an das Wasser gebaut, dass nur noch Platz war für eine Ladestelle der Schifffahrt und Schienen für die Eisenbahn.

Die Gerste, der Grundstoff für die Zubereitung des Malzes, das wiederum für die Bierherstellung notwendig war, wurde per Schiff aus der Tschechoslowakei herangeschafft. Schiffe mit Tonnen über Tonnen von goldenen Körnern fuhren langsam auf der Elbe bis zur Mälzerei. Dort wurde das Getreide in Wasser eingeweicht, getrocknet und nach einem geheimen Familienrezept zum Sprießen gebracht. Das verarbeitete Malz wurde dann auf Eisenbahnwaggons geladen und zu Brauereien in ganz Deutschland verschifft. Der neue Schwiegersohn sollte die deutschen Brauer als Kunden für die neueröffnete Filiale gewinnen.

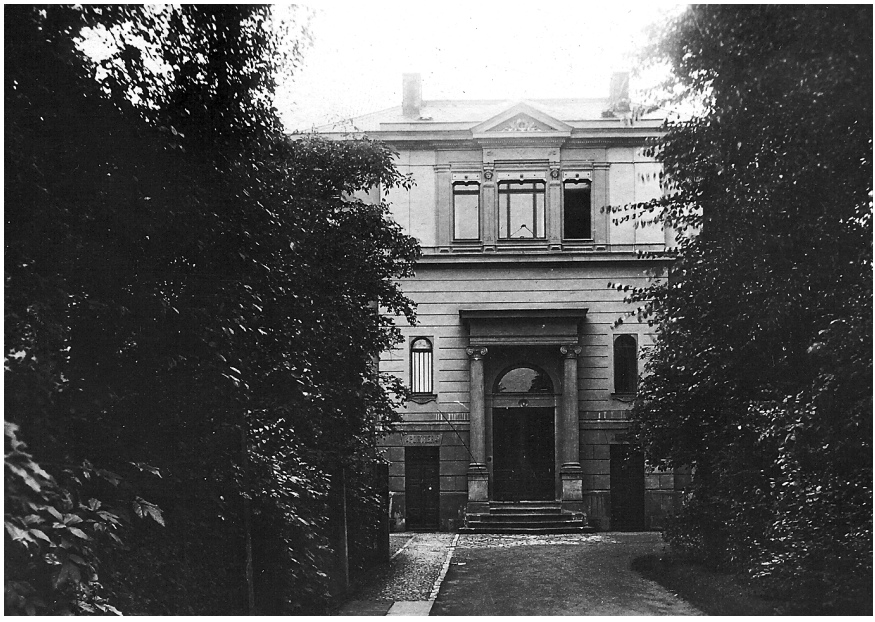
Eigentlich hatte Leonard Brach eine andere Aufgabe für meinen Vater im Sinn. Nach dem „Hersfelder Abkommen", schickte er ihn auf eine Schule nach Berlin, um die chemische Verarbeitung von Getreide zu erlernen. Er sollte dann die Verantwortung im Malzlaboratorium übernehmen. Aber mein Vater zeigte überhaupt keine Veranlagung für die wissenschaftliche Seite des Geschäftes. Seine große Begabung lag beim Verkaufen.

Die Bergstrasse Nr. 16 war das Haus, wo mein Vater nun jeden Morgen hinging, in das marmorierte Foyer, die mit Teppich ausgelegte und von Töpfen sai-

sonbedingter Blumen, wie frische Azaleen oder Tulpen, umsäumte Treppe, bis in das zweite Stockwerk, wo der Boden so gut gebohnert war, dass man vorsichtig sein musste, um nicht auszurutschen. Dort hatte die Elbschloss Malzfabrik ihren Hauptsitz. Und hier, in einer Reihe von Räumen, schrieben Sekretärinnen mit Korkenzieherlocken Briefe auf klappernden Schreibmaschinen und machte der Buchhalter, der eine grüne Schirmmütze trug, um seine Augen vor dem grellen Licht der elektrischen Lampen zu schützen, sorgfältige Einträge in dicke Kontobücher. Dort in der Bergstraße Nr. 16, gegen 10:30 Uhr morgens, schlich sich Onkel Fredie in die Küche und holte sich ein Gabelfrühstuck. Er war ein Nascher, ein *Zwischendurchesser*, der sich gewöhnlich mit Roggenbrotscheiben und frischem Gänsefett, in dem, wie er hoffte, sogar ein Stück Gänseleber vergraben war, bediente.

Und dort ging Opa Brach mit meinem Vater die dick mit weißen Kieselsteinen bedeckten Gartenwege, die jeden Schritt mit einem knirschenden Geräusch begleiteten, auf und ab. Opa Brach liebte es, das Spazierengehen mit geschäftlichen Diskussionen zu verbinden. Die Hände auf dem Rücken verschränkt, schritt er in seinem parkähnlichen Garten mit meinem Vater oder Fredie auf und ab, wie das Oberhaupt eines Staates. Jedem war klar, er ist der Mann, der das Sagen hatte.

Dort saß Oma Luise im Wintergarten, einer mit Glas umbauten Veranda, umgeben von Palmen, Kakteen, Gummibäumen und anderen botanischen Arten, die sonst mehr in den südlichen Gefilden zu Hause waren. Sie bestickte Kissenbezüge und sprach mit meiner Mutter über die Dienerschaft. Für Oma Luise waren die Hausangestellten kein Statussymbol, sondern eine unverzicht-



Die Bergstraße Nr. 16, Sammlung Hahn

bare Hilfe bei der Instandhaltung des Eigentums mit einem Optimum an Perfektion. Oma Luise konnte alle anfallenden Arbeiten auch selber erledigen. Sie konnte genauso gut kochen, backen, putzen und polieren wie jeder einzelne ihrer Dienerschaft. Das machte sie zu einer hervorragenden Aufpasserin, die ihre Position mit einer Effizienz ausfüllte, als ob sie den Fahrplan eines Bahnhofs zu organisieren hätte. Wenn im zweiten Stock Opa Brach die volle Verantwortung für das Geschäft trug, so war Oma Brach im ersten Stock für alles andere verantwortlich, eingeschlossen war das Wohlbefinden ihres Ehemannes, dem Oberhaupt des „Staates".

Oma Luise war groß und schlank, was ungewöhnlich für eine Familie österreichisch-deutscher Abstammung war. Die meisten Frauen meiner Familie waren klein und gut beieinander. Zwei kleine Diamanten steckten in ihren Ohren. Sie trug nie anderen Schmuck, außer einer diamantenen Haarstecknadel, und für Schminke hatte sie keinen Sinn. Sie wählte Spatzenfarben – grau, braun oder gelegentlich blau für ihre geschneiderten Kleider. Ihre Garderobe war „englisch". So wurden maßgeschneiderte Tweedkostüme und bis zum Hals zugeknöpfte Hemdblusen genannt. Ihre Hüte waren niemals mit Schleiern, Federn oder Blumen geschmückt, wie die vieler anderer Damen. Im Gegenteil, sie waren aus Filz, und ab und zu band sie sich sogar einen Schlips um.

Ihre Parkettböden waren hell und glänzend. Ihre persischen Teppiche wurden im Hof ausgeklopft, vorzugsweise im Schnee, die Kronleuchter regelmäßig abgenommen und in Seifenlauge getaucht. Flecken und Staub auf den Wänden wurden mit noch warmem, frisch gebackenem Brot ausradiert. Das Esszimmer bestand aus Chippendale Möbeln. Das Porzellan, ein handbemaltes Meißner

Der Salon in der Bergstraße Nr. 16, Sammlung Hahn

Service für 50 Personen, hatte eine Suppenterrine, die groß genug war, um ein Baby darin taufen zu können.

Ihr Salon/Musikzimmer war in Gelb getaucht, dessen goldener Farbton nur vom riesigen schwarzen Steinway-Flügel unterbrochen war. Mahlzeiten wurden mit dem antiken Tempelgong und einem französischen „ à table, à table“ angekündigt. In Äpfel wurde niemals hineingebissen, sondern sie wurden in Scheiben transchiert und auf Früchtetellern, mit Früchtemessern und –gabeln, deren Schäfte aus Perlmutt waren, serviert. Diese Arbeit wurde traditionsgemäß von den Frauen am Tisch erledigt. Männer schälten oder schnitten niemals ihre eigenen Früchte. Opa Brach bevorzugte eine spezielle Sorte Apfel, den Calville. Dieser kam zu einer bestimmten Jahreszeit in hölzernen Kisten aus Meran, Italien.

Oma Luise war eine geborene Administratorin, zu einer Zeit als weibliche Administration die häusliche Grenze nicht überschritt. Sie schmiss den Haushalt, als ob es ein königlicher Landsitz wäre, der darauf vorbereitet sein musste, wichtige Würdenträger aus der ganzen Welt zu empfangen. Allerdings kam kaum jemand irgendwann in die Bergstraße Nr. 16. An allen Aktivitäten, geschäftliche sowie gesellschaftliche, nahmen nur Verwandte teil. Wenn meine Großeltern großen Einfluss ausübten, so ging der nicht über die Grenzen der Familie hinaus. Natürlich war mir das zu der Zeit nicht klar. Für mich waren Opa und Oma Brach wie ein Königspaar und die Bergstraße Nr. 16 war der Sitz der Macht, der Nabel der Welt. Nichts passiert irgendwo anders.

Mit meinen Cousinen Ellen und Gitty, ich in der Mitte, Sammlung Hahn

Meine Eltern mieteten eine große Wohnung, die von der Bergstraße Nr. 16 aus zu Fuß erreichbar war. Liesl trug weiterhin ihre traditionellen Kostüme mit den vielen Unterröcken, ihre weißen Strümpfe und eine der komischen beulenartigen Kappen, die von den Schwalmerinnen genäht wurden. Ihre neue Umgebung und die neuen Umstände völlig außer Acht lassend, sprach sie meinen Vater wie früher mit dem Vornamen an. Das irritierte ihn. Er wollte, dass sie ihn als Dr. Hahn ansprach, und mit dem formellen „Sie“ anstatt dem vertrauten „Du“. Liesl, die meinen Vater schon als kleinen Jungen kannte, wollte ihre Gewohnheiten nicht ändern und lehnte es ab, ihn Dr. Hahn zu nennen. Aber das konnte er nicht akzeptieren. Eines Tages nahm sie ihr Gänsefederkissen und sagte, sie würde zurück zur Schwalm gehen. Niemand hielt sie zurück. Damit war das Kapitel *koscher* zu Ende.

Während ich mit meinen Cousins und Cousinen, Peter, Gitty, Ellen, Bobbie und Renate, im Garten meiner Großeltern spielte, übernahm der Nationalsozialismus unter Hitler die Macht. Peter, der der älteste von uns war und ins Gymnasium ging, brachte uns ein Lied bei, das er von seinen Klassenkameraden gelernt hatte. Das Lied ging so:

Axelbaum[1] mach die Türen auf,
Hitler kommt im Dauerlauf.
Muss sich eine Zelle mieten,
Weil bei ihm die Vöglein piepen.

Peter und seine Klassenkameraden begleiteten dieses Lied mit einem Fingerspiel. Das sah folgendermaßen aus:

Im Garten mit meinen Cousins und meiner Cousine: Gitty, Peter, Bobbie und ich, Sammlung Hahn

1 Das ist der Name des örtlichen Irrenhauses.

Axelbaum mach die Türen auf,
(Der Deckel des Tintenfasses wird geöffnet)
Hitler kommt im Dauerlauf.
(Der Finger läuft auf der Schulbank zum Tintenfass)
Muss sich eine Zelle mieten,
(Man gibt vor, den Finger in das Tintenfass zu stecken)
Weil bei ihm die Vöglein piepen.
(Das Tintenfass wird schnell geschlossen.
Hitler wird im Tintenfass gefangen.)

Wir waren tief beeindruckt von den großen Jungs im Gymnasium, was die da alles im Schilde führten. Wir sangen die Verse im Sandkasten der Bergstraße Nr. 16, machten ein Loch in den Sand und stellten uns vor, Hitler würde hineinspringen, und wir schaufelten schnell wieder Sand drüber, so dass er niemals wieder herauskommen könnte.

Eines Tages, als ich Ziegenpeter hatte, kamen meine Eltern mit einem Fremden in mein Zimmer. Der Mann stellte seine Aktentasche neben das Bett, setzte sich hin und sagte, dass er mir ein paar Fragen stellen möchte. Ich sah meine Eltern an. Sie standen ganz steif da und sagten nichts. Ob ich jemals ein Lied gehört habe, wollte der Fremde wissen, das so ging:

Axelbaum mach die Türen auf,
Hitler kommt im Dauerlauf.
Muss sich eine Zelle mieten,
Weil bei ihm die Vöglein piepen.

Ja ich hatte. Der Fremde wollte nun wissen, wo ich es gehört hatte. „Ich sang es im Garten meiner Großeltern." „Wer hat es dir beigebracht?" „Mein Cousin." „Wie heißt Dein Cousin?" „Er heißt Peter." „Wie alt ist er?" „Dreizehn." „Dankeschön." Der Fremde und meine Eltern verließen das Zimmer und gingen, Peter aufzusuchen. Aber er war nicht zu Hause. Er war im Park und suchte Kastanien. Sie fanden ihn dort und nahmen ihn, samt Kastanien und seinen und meinen Eltern zum Polizeirevier. Dort wurde Peter nach den Namen seiner Klassenkameraden gefragt. Besonders wichtig war ihnen derjenige, der dem anderen das Lied beigebracht hatte. Die beiden Elternpaare wurden gewarnt, dass sie zur Verantwortung gezogen werden würden für jegliche Handlung gegen den Führer und auch für Handlungen seitens ihrer Kinder, und der Fall wurde aufgenommen. Für dieses Mal gab es keine Nachwirkungen.

Herr Vogel, der Buchhalter mit der grünen Schirmmütze in der Bergstraße Nr. 16, hatte eine wunderschöne Handschrift. Er konnte gewöhnliche Worte so schön schreiben, dass sie wie eine Heiratsannonce oder ein Kondolenzschreiben aussahen. Es war Herr Vogel, der Schönschreiber, der die Geheimpolizei, die Gestapo, informierte. Er hörte uns Kinder im Garten singen.

In unserem Mietshaus wohnte auch der deutsche Expressionist Otto Dix, mit dessen zwei Söhnen sowie mit Günther, dem Sohn des Superintendenten, ich

Mit meinen Nachbarn: Günther und die zwei Söhne von Otto Dix, Sammlung Hahn

manchmal spielte. Wir trafen uns auf dem Hof, wo wir nach Münzen gruben. Diese Münzen waren nicht schwer zu finden. Sie waren leicht, aus billigem Metall und vollkommen wertlos. Sie wurden während der Inflation in Deutschland, die dem Ersten Weltkrieg folgte, geprägt und später einfach weggeschmissen. Aber für uns war es aufregend, Geld zu finden. Die Inflation in Deutschland ereignete sich ein paar Jahre, bevor wir Spielkameraden geboren wurden, aber wenn du ein Kind bist, ist alles, was vor deiner Geburt war, lange vorbei. „Die alten Zeiten". Es ist nicht einfach für Kinder, die Vergangenheit sowie die Zukunft zu verstehen. Sie leben vollständig im Jetzt, in der Gegenwart. Und die Gegenwart für mich, in diesen ersten Jahren in Dresden, war wunderschön.

Aber manchmal kommt etwas längst Vergrabenes, so wie die wertlosen Münzen, zum Vorschein. Dann würde sich etwas verändern und es würde nie mehr so wie früher sein. So etwas ereignete sich, als ich sieben Jahre alt war. Mein Vater kündigte an, dass ich die Schule wechseln müsste. Er sagte, dass es jüdischen Kindern nicht länger erlaubt sei, öffentliche Schulen zu besuchen und ich müsste nun in eine jüdische Schule im Stadtzentrum gehen.

Ein Jahr vorher war mein erster Schultag in der Volksschule, und er war ein freudiges Ereignis. Jeder von uns in der ersten Klasse bekam ein Geschenk vom Erziehungsministerium: eine bunte Zuckertüte, mit Bonbons, neuen Bleistiften, Radiergummis, Federhaltern und Buntstiften gefüllt. Herr Jakobowskie, unser Lehrer, hatte sie verteilt – neue Werkzeuge, um die Welt zu erforschen. Wir waren alle sechs Jahre alt und wissbegierig.

Während des ersten Jahres auf meinem Weg zur Volksschule hörte ich sehr oft den pulsierenden Schlag der Geschichte. Hakenkreuze überall, Männer in braunen Hemden marschierend – in schwarzen Stiefeln, schwarzen Gürteln, schwarzen über der Brust gekreuzten Gurten, Eisenhelmen, der rechte Arm in die Höhe gestreckt. Was für ein Bild von Einheit! Was für ein Bild von Kraft! Es war ein Schock für mich, dass ich die Schule wechseln musste. Warum?, fragte

ich. Weil wir Juden sind, war meines Vaters Antwort. Ist es etwas Schlimmes, ein Jude zu sein?

Und als dann der Straßenbahnschaffner, der mich jeden Morgen in der Altstadt mit meinem Ranzen aussteigen sah, den Namen meiner neuen Schule wissen wollte, erbleichte ich und wusste nicht, was ich antworten sollte. Ich hatte Angst.

Während dieser Zeit fuhren wir immer öfter in die Tschechoslowakei, um dort unsere Wochenenden zu verbringen. Dort stopften wir uns mit Karlsbader Oblaten voll, mit diesen dünnen süßen Waffeln, die frisch gepresst im Kurbad Karlsbad verkauft wurden. Und mit Gänseleber. Diese war goldgelb und so weich, dass man sie wie Butter auf eine wohlschmeckende Scheibe Roggenbrot schmieren konnte. Tschechische Gänse wurden zwangsernährt, so dass ihnen eine abnorm große Leber wuchs. Das war in Deutschland nicht erlaubt, einer Nation, die sich selber mehr Zivilisation und Humanität zuschrieb als der tschechischen.

Aber in den Ferien in der Tschechoslowakei waren wir nicht viel anders als die Gänse. Kaum hatten wir uns in den Gasthäusern vollgestopft, sind wir zum Pilze sammeln in die Wälder gewatschelt. Am Nachmittag waren wir wieder „reif“ für Kaffee und Kuchen oder für eine weitere Runde Palatschinken, dünne gerollte Pfannkuchen, gefüllt mit frischen Erdbeeren oder Aprikosenmarmelade. Niemand, der uns in diesen Ferien beobachtete, hätte ahnen können, wie sehr wir den Grenzübertritt fürchteten. Zuerst auf der deutschen Seite überprüfte die Grenzpolizei unsere Pässe, registrierte das Nummernschild unseres Autos und fragte, ob wir irgendwelche Wertsachen ausführen würden. Die Frage beantwor-

Volksschule Dresden, 1932: Klassenfoto erste Klasse mit Lehrer Jakobowskie, ich sitze in der ersten Reihe in der Mitte, Sammlung Hahn

Mein erster Schultag mit Zuckertüte, 1932, Sammlung Hahn

teten meine Eltern stets mit „Nein“. Sobald die Polizisten ein „Heil Hitler“ hervorstießen und den Nazi-Gruß zeigten, wussten wir, dass die Untersuchung vorbei war.

Ebenfalls wussten wir, dass wir den Gruß „Heil Hitler“ erwidern mussten, denn dieser Gruß wurde zum „Hallo“, zum „Auf Wiedersehen“, zum „Danke“, zum „Bitte“, es wurde das „ich bin O.K“, „du bist O.K“, zum allgemein gültigen Passwort der deutschen Sprache. Wenn jemand es nicht sagte, so konnte er nicht passieren. Stitterich erwiderte für uns alle den Gruß und setzte die Fahrt vorsichtig fort. Gott sei Dank! Niemand von uns konnte den rechten Arm erheben oder den Gruß herausbringen. Trotz alledem schrie der Augenblick des Grenzüberganges nach einem Gegenritual. Wenn wir katholisch gewesen wären, hätte das Symbol des Kreuzes vielleicht geholfen, die Wut und die Angst zu mildern.

Die tschechische Grenzpolizei war viel ungezwungener. Man könnte fast meinen, dass sie froh waren uns zu sehen, denn die deutschen Touristen waren großzügig im Geldausgeben, und das Land, das vor weniger als zwanzig Jahren selbständig geworden war, brauchte Devisen. Ab und zu winkte uns ein besonders lockerer Grenzpolizist einfach nur durch. Aber auch dann hielt Stitterich den Wagen immer für einen kurzen Moment an. Schließlich war das die Grenze. Wenn sie zu faul waren oder wenn sie zu tief ins Schnapsglas geschaut hatten, dann hatten sie Pech. Zumindest er wusste, wie man sich benimmt, wenn man von einer Nation zu einer anderen übertritt. Und nicht nur das, wie würde es aussehen, wenn wir vorbeibrausen würden? Ziemlich verdächtig, gelinde gesagt. Ich schätze, er lag richtig.

Allerdings war die Rückkehr völlig anders. Bei der deutschen Grenzstation mussten alle Erwachsenen aus unserem Auto sich völlig entkleiden. Die Männer wurden auf die eine Seite des Hauses gebracht, die Frauen auf die andere Seite. Währenddessen saß ich allein im leeren Auto. Nichts bewegte sich, sogar die Luft schien still zu stehen. Danach, als alles vorbei war, fuhren wir schweigsam weiter. Wenn jemand sprach, dann nur darüber, wie sie behandelt wurden. Meine Mutter sagte zum Beispiel, dass sie diesmal eine fürchterliche Frau hatte, die sie zwang alles auszuziehen. Oder mein Vater bemerkte, dass es diesmal etwas besser war als die Woche davor. Gewöhnlich aber wurden die Dinge nicht besser, sondern schlimmer.

Erst viele Jahre später erfuhr ich, dass der wahre Grund für diese Wochenendausflüge in die Tschechoslowakei nicht das Wandern im Wald, das Pilze sammeln oder das Essen von Leberknödeln in Landgasthöfen war, sondern der Transfer von Vermögen auf ausländische Bankkonten. Jede Fahrt bedeutete eine weitere Kontoeinzahlung. Niemand kann mir heute mehr erzählen, wie das bewerkstelligt wurde, wenn wir mit unserem Auto über die Grenze fuhren. Wo steckte das Geld? Es musste immer Bargeld oder so etwas wie Gold oder Juwelen gewesen sein. Aber wie auch immer, das Schmuggeln geschah ohne das Wissen meiner Mutter und mir, und es war der wahre Grund für die Ferien in der Tschechoslowakei in den Jahren von 1934 bis 1937.

Aber es gab auch andere Wege. Einer ging direkt von der Elbschloss Malzfabrik in Schöna an der Elbe aus. Dort verließ jeden Freitag unser Betriebsmanager seine Flussfestung und überquerte mit der Fähre die Elbe nach Herrenskretschen, eine kleine tschechische Fährstation, die sich in einer engen Öffnung der Felsen und Bäume, an der anderen Seite des Flusses, an das Flussufer schmiegte. Dort trank er ein Glas Bier mit einem „Freund“. Zwischen Schlucken von Pilsner Urquell fand die wöchentliche Transaktion statt.

Der wagemutigste Plan und zugleich der, mit dem es gelang, den größten Teil des Vermögens außerhalb des Landes zu bringen, basierte auf einer Lücke in der deutschen Bestimmung über das Reisen ins Ausland und der Menge des Geldes, das dort verbraucht werden durfte. Mit der Bescheinigung eines Doktors, der den Aufenthalt in einem Schweizer Sanatorium verschrieben hatte, konnten deutsche Staatsbürger während der Jahre 1936/37 aus gesundheitlichen Gründen legal das Land mit mehreren tausend Mark deutschen Geldes verlassen, was sie ohne diese Bescheinigung nicht hätten tun dürfen. So hat sich meines Vaters juristische Ausbildung bezahlt gemacht. Er organisierte eine „Untergrundbahn“, wo er Hunderte von Verwandten, Freunden und Freunden von Freunden aus „gesundheitlichen Gründen“ in die Schweiz brachte. Er zahlte für ihre Reise in Deutschland und sie, im Gegenzug, hinterlegten das Geld, das sie legal ausführen konnten, aber nicht brauchten, bei einem Herrn Lear in der Schweiz. Ernst Lear war der Besitzer des Hotels Waldrand in Kandersteg, im Berner Oberland, im deutschsprachigen Teil der Schweiz.

Wir verbrachten jeden Sommerurlaub dort. Das im Chalet-Stil errichtete Hotel sah aus wie ein schönes Spielzeug. Gegenüber grüner Wiesen waren hölzerne Balkone, übersät mit roten Geranien. Hinter dem Hotel war ein hoher Fel-

sen von dem sich ununterbrochen ein weißer, schäumender Wasserfall in einen eiskalten, mit einem Überfluss an Forellen gesegneten Bergfluss ergoss. In der Nähe des Flusses hatten die Pfadfinder ihr internationales Lager. Ich pflückte die Feldblumen von der in voller Blüte stehenden Wiese vor dem Hotel und hatte keine Ahnung von dem wahren Grund unseres Aufenthaltes. Das Waldrand-Hotel, sagte mein Vater, war sein liebster Urlaubsplatz. Frischer Lachs wurde hier auf silbernen Tabletts von jungen attraktiven Kellnerinnen in schwarzen Blusen und weißen spitzenumrandeten Schürzen serviert. Mein Vater war immer guter Laune, wenn wir hier waren.

Mein Vater, gut gelaunt in Kandersteg, Schweiz, Sammlung Hahn

Tante Bertie und Onkel Fredie mit ihrem weißen Cabriolet vor dem Waldrand-Hotel, Sammlung Hahn

Ich auf der Wiese neben dem Waldrand-Hotel, Sammlung Hahn

Ausflug zum Matterhorn, Sammlung Hahn

Im Jahre 1936 hatte ich eine Lungenentzündung. Alle waren natürlich sehr besorgt. Mein Vater brachte mir Brüsseler Trauben, aus Belgien importierte blaue Weintrauben. Man glaubte, dass diese dunklen, köstlichen Trauben helfen könnten, Krankheiten zu kurieren. Nachdem ich soweit wieder hergestellt war, wurde vorgeschlagen, dass ich zur vollständigen Genesung mit meiner Mutter in die Schweiz gehen sollte. Als eine zusätzliche Freude gestatteten mir meine Eltern, eine Freundin meiner Wahl mitzunehmen. Es war eine schwierige Entscheidung. Meine besten Schulfreundinnen waren Isolde Elber und Elfriede Kaimsky. Elfriede hatte keinen Vater und ihre Mutter arbeitete als Hausangestellte. Isolde war eine ausgezeichnete Schülerin und sportlich begabt. Letztendlich entschied ich mich für Isolde. Es war Winter, und wir würden Ski laufen.

Isolde Elber und ich beim Skifahren, Sammlung Hahn

Wo ist Isolde aber jetzt? Und Elfriede Kaimsky? Wo ist Wera Bernstein, die in mein Poesiealbum folgende Gedanken schrieb:

Das Leben sei fröhlich und heiter
Kein Leiden betrübe Dein Herz
Das Glück sei stets Dein Begleiter
Nie treffe Dich Kummer und Schmerz.

Wo ist Friedel Winkler, die dieselben Verse schrieb, weil sie sie von Wera kopiert hatte? Wo ist Yvonne Stern, die schrieb:

Es dreht sich die Welt
Und der Menschen Geschick,
Genieß die Freude
Sie kehrt nicht zurück!
Das Üble ertragen
Mit fröhlichem Mut
Denn siehe es dreht sich
Und wird wieder gut.

Und wo ist Ruth Halpern, die Goethe in meinem Buch zitierte:

Es gibt nichts einmaliges
Und attraktiveres über den Mann
Als dass er vertraut
Und dass man ihm vertrauen kann.

Und wo ist Zilla Roth, die schrieb:

Wenn Du klug und reich bist
Gebrauche es zu guten Taten
Und sag nicht
Dass Du zuerst noch klüger und reicher sein musst.

Und hier ist Elfriede Kaimsky, die schrieb:

Warum sollte ich fragen nach Reichtum und Besitz
Wenn ich zufrieden bin
Wenn Gott mir Gesundheit erweist
Werde ich fröhlich sein.

Wo sind all diese Kinder der jüdischen Schule aus dem zweiten Stock im Jüdischen Gemeindehaus in Dresden? Tot, tot, tot, tot.
Opa und Oma Brach verließen Deutschland im Jahre 1936 und nahmen ihren Wohnsitz in der Grenzstadt Teplitz-Schönau in der tschechischen Provinz Böh-

men. Ironischerweise wurden meine Eltern und ich Eigentümer der Bergstraße Nr. 16 genau zu der Zeit, als der Nationalsozialismus sich wirklich jeder Faser des Landes bemächtigt hatte, was der Grund für die Ausreise meiner Großeltern war. Wir jedenfalls zogen in dieses wunderschöne Haus wie Adlige und meinten, wir würden dort für immer wohnen. Mein Vater gab sogar einige architektonische Veränderungen in Auftrag, die unseren neuen Wohnsitz noch angenehmer machen sollten. Mein elfter Geburtstag wurde dort mit einer schwarz-weißen Filmvorführung gefeiert. Onkel Emil, der Mann, den Bertie aufgrund der neuen gesellschaftlichen Verbindung mit den Brachs heiraten konnte, hatte eine Sammlung von Kurzfilmen, die für Kinder geeignet waren. „Felix, die Katze" war mein Favorit.

Ich erinnere mich des Tages im November 1937, als ich Stitterich sah, wie er vor der Schule neben dem Auto stand. Was macht er hier?, wunderte ich mich. Ich wurde niemals von der Schule abgeholt und nach Hause chauffiert, ich nahm immer die Straßenbahn. Als ich ihn fragte, warum er gekommen sei, sagte er: „Steig ein!" Er knallte die Türen zu, er trat aufs Gas und fuhr los, schneller als er jemals gefahren war. „Wir fahren nach Hause", sagte er. Ich sollte meine Sachen nehmen, und dann würde er mich über die Grenze bringen. Nichts Ungewöhnliches, dachte ich. Es war Freitag. Allerdings hatte ich das Gefühl, dass etwas Seltsames, ja sogar etwas Bedrohliches vor sich ging. Dieses Gefühl bestätigte sich, als wir die Bergstraße Nr. 16 erreichten. Gertrud, unsere Hausangestellte zu der Zeit, stand da und wartete auf mich. Sie war ganz aufgeregt. Meine Eltern waren bereits fort.

Und alles, was sie tat, war mich zur Eile zu mahnen. „Mach schnell, mach schnell!" Ich rannte in mein Zimmer. Dort war alles bereits gepackt. Warum? Es war offensichtlich, dass ich all diese Dinge nicht für einen Wochenendausflug benötigen würde. Und dann wusste ich, dass sich etwas geändert hatte. „Du denkst, ich werde niemals zurückkommen?", schrie ich sie an. „Ich werde. Wart's nur ab! Ich werde! Ich werde zurück sein, noch bevor du es ahnst!" Ich öffnete meinen Koffer und schmiss alles auf den Boden. „Diesen Mist nehme ich nicht", kreischte ich. „Ich brauche ihn nicht. Ich werde meine Zahnbürste mitnehmen und sonst nichts!!" Dann setzte ich mich in das Auto, und wir fuhren ab. Gertrud stand in der Tür mit Tränen in den Augen. Ich habe sie nie wiedergesehen.

Natürlich ging ich nie wieder zurück. Nie wieder. Und auch wenn ich jetzt gehen würde, die Bergstraße Nr. 16 existiert nicht mehr. Das Haus wurde 1945 im Feuersturm zerstört. So weit zu Dresden. Stitterich und Gertrud sind mittlerweile gestorben. Und Meta? Ja, vielleicht wird es doch noch klappen, sie zu treffen. Aber es würde nicht dasselbe sein. Nichts war von dem Moment an wie früher.

Das Haus, das meine Großeltern in Teplitz-Schönau mieteten, war nicht mit der Bergstraße Nr. 16 zu vergleichen. Aber es gab uns mehr als ein passendes Obdach. Auf jeden Fall hatten wir mehr Glück als die Meisten, die ohne einen Pfennig in der Tasche die Grenze überquert und kein Dach über dem Kopf hatten. Und natürlich mehr Glück als diejenigen, die zurückbleiben mussten. Onkel

Isfried und Onkel Rudi, die Brüder meines Vaters zum Beispiel, sind noch in derselben Woche unserer Flucht in ein Konzentrationslager gekommen.

Wir hätten keinen passenderen Ort finden können als Teplitz-Schönau, um unser zerstörtes Selbst reflektiert zu sehen. Soziologisch und historisch gebrochen, wie es viele Grenzstädte damals waren, mit einer deutschsprachigen Bevölkerung, die sich mehr mit Deutschland identifizierte als mit der Tschechoslowakei, mit rußgeschwärzten Gebäuden, die in Postämter und andere Verwaltungsbüros umgewandelt worden waren, gab Teplitz den Beweis dafür, dass die Vergangenheit einer Stadt, so wie unsere Vergangenheit, ausgelöscht werden kann. Sogar die Mineralquellen waren deprimierend und wurden „Kriegerbäder" genannt, weil die früheren Monarchen Frankreichs, Österreichs und Preußens ihre Soldaten mit Schussverletzungen zur Erholung hierher schickten.

Aber ungeachtet der Flucht und der bevorstehenden Immigration nach Amerika musste ein elfjähriges Mädchen in die Schule gehen. Ich kam in die II. Mädchen-Bürgerschule, eine öffentliche Schule, die zu Fuß erreichbar war. Diese Schule entpuppte sich als eine Institution, die die alte übliche Ansicht, dass die einen Menschen zum Herrschen und die anderen zum Gehorchen geboren sind, in das 20. Jahrhundert hineintrug. Der Werdegang des Kindes wurde unwiderruflich in Abhängigkeit vom sozialen Status der Eltern festgelegt.

Die Mädchen und Jungen in diesen öffentlichen Schulen wurden für die Rolle als Arbeiter und Arbeiterinnen vorbereitet. Die Männer hauptsächlich für die Fabriken. Die Mädchen als Hauspersonal oder möglicherweise als Krankenschwestern oder Schneiderinnen. Hätte Böhmen eine Küste gehabt, wäre den Männern noch ein anderer Ausweg möglich gewesen: in die Marine einzutreten und als einfacher Seemann in Logis zu bleiben. Die Spreu wurde vom Weizen getrennt und nie kamen die Zwei wieder zusammen. Wie könnten sie auch? Die Jungen, deren Eltern der höheren Schicht angehörten und deshalb in der Lage waren, das Gymnasium zu besuchen, waren für höhere Berufe bestimmt. Ihre weiblichen Geschwister wurden ins Pensionat oder in eine Schule geschickt, in der ihnen die gesellschaftlichen Normen beigebracht wurden, die sie auf die Rolle der Ehefrau eines Mannes vorbereiteten, der automatisch die Universität besuchen würde.

Die Möglichkeiten für Kontakte zwischen Mädchen und Jungen der Oberschicht waren im Bildungssystem integriert. Tanzveranstaltungen und Bälle waren akzeptierte Veranstaltungen, wo die privilegierten Schichten sich miteinander bekannt machen konnten. Dort verliebte man sich, tanzte miteinander und heiratete später. Aber in den öffentlichen Schulen wurde jeder Kontakt zwischen den Geschlechtern verhindert. Man schien anzunehmen, dass die ärmeren Schichten zu höherer sexueller Aktivität neigten und dass man dieser Schwäche von Anfang an Einhalt gebieten musste.

Wenn ich während der Pause mit meinen schwarzbestrumpften und beschürzten Klassenkameradinnen in den Korridoren auf und ab ging, wenn wir knicksten, sobald sich ein Lehrer näherte, und wenn ich die Mädchen kichern hörte, weil ein Junge oben, dort, wo die öffentliche Schule der Jungen war, durch die Tür zum Treppenhaus geschaut hatte, und wenn ich einen dieser Jun-

gen erspähte, deren Köpfe immer geschoren waren, weil Arbeiterjungen unter dem Verdacht standen, Läuse zu haben, weil sie meist nicht über ausreichende Bademöglichkeiten verfügten, dann ahnte ich schon damals etwas von gesellschaftlicher Rücksichtslosigkeit, von Privilegien und dem Mangel daran. Nicht dass ich diese Ahnungen zu dieser Zeit intellektuell richtig einordnen konnte, aber die Eindrücke waren stärker als rationale Überlegungen.

Ich versagte in jedem Fach. Alles in dieser Schule schien unüberwindbar schwer. In meiner früheren Schule konnte ich Fragen stellen, aber hier wurden wir „zwangsernährt", wie die böhmischen Gänse, deren Leber auf dem Markt verkauft wurde. Das Verfahren war, egal ob es um das Auswendiglernen, um Algebra oder um Stickerei ging, auf Genauigkeit, Präzision und Reinlichkeit angelegt. Keine Fragen, Ideen oder Gefühle. Kein Entdeckergeist. Nachdem einige Monate vergangen waren, zeigte mein Zeugnis, dass ich nicht versetzt werden würde.

In den Wirrungen der Zeit brauchten das älteste und das jüngste Familienmitglied einander. Mein Großvater, der nicht mehr das Oberhaupt meiner Familie in der Bergstraße Nr. 16 war, nicht mehr in seinem parkähnlichen Garten mit den Händen verschränkt auf dem Rücken marschierte, nahm mich sanft bei der Hand und wanderte nachdenklich mit mir durch die Straßen von Teplitz. Gewöhnlich gingen wir in Richtung eines Berges, auf dessen Spitze eine Burg stand. Obwohl wir ihn niemals erklommen, geschweige denn jemals in die Nähe der Burg kamen, diente sie uns als ein wichtiges Merkmal und bereicherte die vielen Geschichten meines Großvaters, die er mir während unserer Spaziergänge erzählte. Er hatte zwei Arten von Geschichten. Die erste Art spielte immer in seiner Heimat Prerau, Moldawien, in der früheren österreichisch-ungarischen Monarchie. In den Wäldern, die er als ein Junge erkundete. Dieser Wald wurde die Kschiva genannt, die phonetische Schreibweise eines slawischen Wortes, von dessen Bedeutung ich keine Ahnung habe. Er benutzte das Femininum – DIE Kschiva.

Aus etymologischen oder sonstigen Gründen symbolisierte der Wald seiner Kindheit das Weibliche. Die Kschiva war immer für ihn da. „Sie" enttäuschte ihn niemals. Sobald er den Wald betrat, am Nachmittag, nach der Schule, wusste er, dass sich etwas Magisches ereignen würde, denn „sie" war ein verzauberter Wald. Auch wenn er immer tiefer und tiefer in den Wald hineinging und es immer dunkler wurde, er verirrte sich nie; er wusste, dass „sie" auf ihn Acht gab. Außerdem wusste er auch, „sie" würde ihn nicht zurückkehren lassen, bis er etwas gefunden hatte, einen Schatz oder zumindest einen Hinweis darauf. Etwas Kostbares und Glänzendes war immer in „ihr" vergraben, und mein Großvater würde sicherlich über das stolpern, was er geheimnisvoll als einen kostbaren Stein oder einen Klumpen Gold beschrieb, und es geschah immer kurz bevor er zu Hause zum Abendessen erwartet wurde. Es war sehr wichtig, dass er immer pünktlich zum Abendessen zu Hause war, sonst hätten sich seine Eltern über seine Abwesenheit gewundert, und früher oder später hätte er ihnen über den Wald erzählen müssen. Aber so konnte er „sie" für sich behalten. Nach all den

Jahren war es dieses Geheimnis, dass er nur mit mir, auf den Straßen unseres Exils in Teplitz-Schönau, teilte.

Die andere Art der Geschichten war ein Quasi-Unterricht in Geographie, und es ging immer um Naturwunder. Opa Brach, geboren in den 1870ern, sah die Welt hauptsächlich in Begriffen der Bodenschätze: ihr Gold, ihr Öl, ihre kostbaren Steine und ihre Mineralien und die großen Flüsse und Dschungel, die bezwungen werden müssen, um die Schätze zu bergen. Er war ein romantischer Kapitalist des 19. Jahrhunderts, der oft von weit entfernten Ländern träumte.

Er erzählte mir vom Popocatépetl in Mexiko, mit dem großen schneebedeckten Gipfel, und vom Kilimandscharo in Afrika, wo eine Eisenbahn gebaut wurde. Das war für ihn von besonderem Interesse, denn er hatte Anteile von dieser Unternehmung gekauft. Aber für uns beide war das wichtigste Merkmal einer weit entfernten Welt ein unberechenbarer, aktiver Vulkan. Für uns war das der wahre Beweis dafür, dass ein Gebiet immer noch mit der ursprünglichen Kraft der Mutter Natur pochte, wo ein junger Kapitalist sein Glück machen konnte, ihre Schätze bergen, sie für persönlichen und kollektiven Profit im Namen von Fortschritt einspannen konnte. Sie, die Natur, war die Kschiva aus der Jugendzeit meines Großvaters.

So wölbten sich unsere Gedanken, während wir auf den Straßen von Teplitz-Schönau spazieren gingen, wie ein Regenbogen über den immer dunkler werdenden europäischen Kontinent hinweg.

Wenn die Geschichte des Tages beendet war, mussten wir beide umkehren: zu meiner Großmutter, die versuchte, ihren Haushalt wie in der Bergstrasse Nr. 16 zu führen, zu meiner Mutter, die jetzt mit meinem Bruder schwanger war, zu meinem Vater, den die Nachrichten im Radio immer über den letzten Stand der politischen Entwicklungen informierten, und der sich über das täglich hinausgezögerte bürokratische Immigrationsverfahren der amerikanischen Botschaft in Prag aufregte, zu meiner Schule, deren Unterricht ich nicht folgen konnte.

In diesem schwierigen Übergangsstadium fand auch noch eine andere Veränderung statt. Ich hatte meine erste Menstruation. Als es passierte, schloss ich mich in das Badezimmer meiner Großmutter ein. Mein Vater erklärte mir kurz, dass ich mich nicht verletzt hatte, aber dass das Bluten ein Übergangsstadium vom Kind zur jungen Frau bedeutete. Aber das war kein Trost für mich, denn ich wollte keine weiteren Veränderungen. Ich hatte mich noch nie so sehr wie jetzt wie ein Kind gefühlt. Wenn nur die Zeit still stehen würde! Nein, nicht stillstehen, sondern zurückgestellt werden könnte.

Ich begann plötzlich, die Risse auf dem Bürgersteig zu bemerken und ihnen auszuweichen. Dann kam die innere Stimme, der Zwang Handtücher und Servietten bis zur Perfektion zu falten, Spitze auf Spitze. Alles supergleichmäßig zu machen. Und Tische und Stühle zu berühren, während ich bis mindestens acht zählte. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht. Achtmal auf die Lehne oder die Tischplatte klopfen würde mir versichern, dass alles in Ordnung sei. Zehnmal wäre sogar noch besser. Manchmal war ich überzeugt, dass ich zwanzigmal klopfen müsste, nur um sicher zu gehen. Oder, nachdem ich mich hin-

setzte, zwang ich mich zehnmal aufzustehen. Zwanzigmal klopfen auf den Tisch, zehnmal aufstehen und hinsetzen, und nochmals fünfmal klopfen. Und so ging es weiter. Das Ritual hatte mich eingefangen. Ich war ständig mit Zählen und Klopfen beschäftigt. Niemand bemerkte es.

Hitler war drauf und dran, in Österreich einzumarschieren. Die Zeit wurde knapp. Wir verließen Teplitz und zogen nach Prag, wo mein Vater versuchte, unsere Emigration nach Amerika voranzutreiben. Wir lebten vorübergehend in einem noch nicht ganz fertiggestellten modernen Mietshaus. Opa Jakob und Oma Julia gelang es, uns dorthin zu folgen. Aufgrund ihres Alters wurde ihnen die Ausreise aus Deutschland genehmigt.

Aber ihre zwei Söhne, Isfried und Rudi, mussten in einem Konzentrationslager zurückbleiben. Opa Jakob, der seine Heimatstadt nie zuvor verlassen hatte, betete ständig. Oma Julia passte auf meinen neugeborenen Bruder auf, während meine Mutter und ich Englischunterricht nahmen. Wir hatten eine amerikanische Lehrerin, die in Prag lebte, weil sie in einen Tschechen verliebt war, der sie nicht heiraten konnte. Niemand weihte mich in dieses Geheimnis ein, aber die Welt war damals voll mit dem Geflüster der Erwachsenen: wer über die Grenze geflohen war, wer zurückbleiben musste, wer sich diesen oder jenen Reisepass besorgen konnte, wie viel eine Staatsbürgerschaft kostete.

Eines Tages klingelte es, und drei fremde, zerknittert aussehende Männer fragten nach meinem Vater. Wer waren sie? Ein Vater und seine Söhne. Woher kamen sie? Direkt aus Wien. Hitler war den Tag zuvor in Österreich eingefallen. Was wollten sie? Hilfe. Ich stand hinter der verhangenen Glastür und fühlte ihre Nervosität, ihre Todesangst. Sie strömte aus ihren Gesten, ihren Kleidern, ihren Achselhöhlen und ihrem Atem. Ich hörte meinen Vater sagen, dass chinesische Pässe immer noch verkauft würden. Wie teuer? Wie teuer? Hinter der Glastür starrte ich auf die drei jüdischen Männer und fragte mich, wie sie wohl jemals Chinesen werden könnten.

Henrietta Taylor, unsere Englischlehrerin, meinte, dass Amerikaner sehr praktische Leute wären. Sie demonstrierte dieses, indem sie Zahnstocher in ein Tomaten-Kopfsalat-Sandwich steckte. Sie sagte, dass das eine amerikanische Erfindung sei, um die Füllung vor dem Zerquetschen und das Sandwich vor dem Durchweichen zu bewahren. Sie bemerkte auch, dass ich meine Socken nie wusch und jeden Tag dieselben trug. „Du musst deine Socken jeden Abend waschen", belehrte sie mich. „Niemand trägt schmutzige Socken oder Unterwäsche."

....Eine nackte Tatsache. Um Wäsche brauchte ich mich zuvor nie kümmern. In Dresden legte ich meine Kleider abends auf einen Stuhl, und am nächsten Morgen hatte Meta, Gertrud – oder wer immer gerade für uns arbeitete – frische Unterwäsche bereit. Meine Mutter war ebenso wie ich daran gewöhnt, bedient zu werden. Es fiel einem Außenseiter zu, mir einige Hinweise zu geben über den Lebensstil der Menschen in der Neuen Welt – in der wirklichen Welt.

Ich glaube nicht, dass ich mir große Englischkenntnisse aneignete, aber der Zahnstocher und die Socken hinterließen einen bleibenden Eindruck.

Vor unserer Einschiffung in Genua hatten wir ein großes Familientreffen in der Schweiz. Opa Brach und Oma Luise waren auf dem Weg nach Kuba. Onkel

Robert, der Bruder meines Großvaters, und seine Frau, Tante Steffi, hatten das gleiche Ziel. Opa Jakob und Oma Julia sollten mit Tante Berti und Onkel Emil in England leben. Onkel Fredi und seine Tochter, meine Cousine Ellen, waren auch anwesend. Ellen war ein Jahr jünger als ich und lebte mit ihrer von ihrem Vater geschiedenen Mutter, Paula, in Bozen, Italien. Damals wurde angenommen, dass alle, die dort versammelt waren und hoffentlich auch diejenigen, die zurückgelassen werden mussten, irgendwann nach Amerika kommen würden. Aber meine Eltern und ich, mit meinem kleinen Bruder Tommy, waren die ersten, die den Ozean überqueren würden. Es war der Sommer 1938.

In Genua hatten wir noch einige Tage Zeit, bevor wir uns an Deck der „Conte de Savoia" befanden. Dieses funkelnde italienische Luxusschiff, das Schwesternschiff der berühmten „Rex", sollte uns in die Neue Welt bringen. Wir verbrachten die verbleibenden Tage vor der Abfahrt in dem besten Hotel und schmissen das Geld zum Fenster raus. Eines der Dinge, die wir uns anschafften, war ein wunderschönes, goldenes Armband, das mein Vater als ein Geschenk für meine Mutter und gleichzeitig als Investition kaufte. Er sah es in einem Schaukasten in der Lobby des Hotels Miramar. Er hielt seinen manikürten Zeigefinger an das Glas und sagte: „Das will ich haben! Was kostet es?" Mein Vater hatte die Angewohnheit, Dinge direkt aus dem Schaufenster heraus zu kaufen, meine Mutter dagegen die Eigenschaft, Sachen zu verlieren. Tatsächlich war das schöne Armband nach einiger Zeit nicht mehr zu finden.

Am Tisch neben uns im verglasten Speisesaal des Miramar Hotels saß ein reicher Amerikaner. Als die frischen Feigen in hölzernen Schalen herumgereicht wurden (so wie die Calville Äpfel in der Bergstraße Nr. 16), verwickelte er uns in ein Gespräch, und kurz darauf lud er uns für den nächsten Tag zu einem kurzen Ausflug in seinem Privatflugzeug nach Rom ein. Warum nicht? Wir hatten noch zwei weitere Tage rumzubringen. Alles war vorbereitet. Ein Abschnitt unseres Lebens war beendet. So wie in der Schule, wenn wir unsere Prüfung bestanden und damit die Erlaubnis erhielten, in die nächste Lebensphase einzusteigen. Die Zukunft. Aber für ein paar Tage gab es nichts mehr zu tun. Mein Vater tauchte seine Finger in die Fingerschale und blickte auf den schimmernden Golf von Genua. Er lehnte ab. Er konnte kein Risiko eingehen. Wir mussten auf das Schiff.

Selbst wenn die Umstände anders gewesen wären, hätte er solch eine spontane Einladung wahrscheinlich abgelehnt. In meiner Familie wurde alles im Voraus geplant. Dinge wurden nur *dann* als gut erachtet, wenn sie gut geplant oder traditionsgemäß gemacht waren. Etwas, das spontan entstand, wie eine Reise nach Rom zum Mittagessen, war nicht unser Stil. „Lassen wir solche Sachen den verrückten Amerikanern", sagte mein Vater. Diese „verrückten" Amerikaner. Was werden das für Menschen sein? Na ja, ich würde es bald herausfinden.

Um in die Neue Welt aufzubrechen, packte mein Vater weiße Flanellhosen und Bermudashorts aus Leinen ein. Meine Mutter, eine leidenschaftliche Tennisspielerin, trug weiße Sportkleidung. Mein Bruder war natürlich in weiße Windeln gewickelt. Und ich trug weiße Shorts, ein weißes Poloshirt und einen

königsblauen Schulblazer mit goldenen Knöpfen. So ganz in weiß, schien es, als ob wir auf eine Vergnügungsfahrt gingen.

Auf dem amerikanischen Konsulat in Prag sah ich slawische Bäuerinnen mit Kopftüchern und zusammengeschnürten Bündeln. Sie hatten sich auch um die Emigration nach Amerika beworben; sie mussten die gleichen Formulare ausfüllen wie wir. Aber an Bord unseres Schiffes waren sie nicht zu sehen.

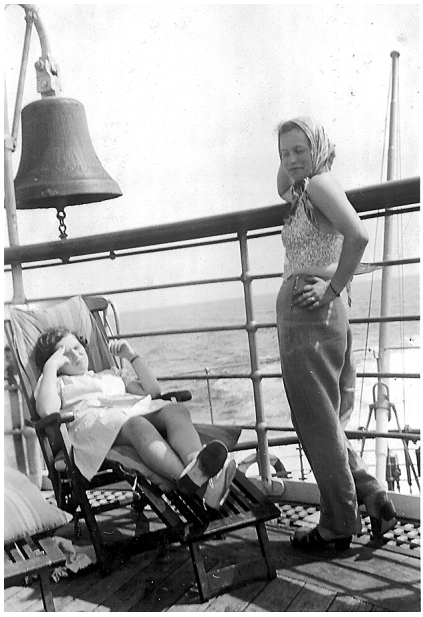
Während der wochenlangen Überfahrt spielten wir Shuffleboard, schwammen im Schwimmbad, tanzten zur Teestunde im Salon. Abends sahen wir amerikanische Spielfilme. Mr. Moto, ein Konfuzius zitierender, englischsprechender chinesischer Gentleman – Detektiv, faszinierte mich am meisten. So weit ich wusste, sahen Kinder in Deutschland nur für sie geeignete Filme, so wie „Felix, der Kater" und Shirley Temple, aber niemals Filme, die etwas mit Kriminalität zu tun hatten. Einmal sah ich einen amerikanischen Wildwest Film mit Loretta Young und Gary Cooper. Ein harmloser, romantischer Film für Erwachsene, den ich natürlich in Begleitung meiner Mutter sah. Aber ich kannte die großen Leinwandstars aus Hollywood von Magazinen, und ich sammelte Bilder von ihnen, die ein Hersteller von Mundwasser herausgab. Sylvia Sidney, Joan Crawford, Marlene Dietrich, Greta Garbo, Jean Harlow, diese Namen und Gesichter waren mir geläufig und meine faszinierendsten Vorbilder. Aber Mr. Moto war anders. Seine Filme waren meine ersten Krimis. Mr. Moto handelte mit Geist und Bedachtsamkeit und setzte der ungefesselten Leidenschaft der Verbrecher seine Rationalität entgegen.

An Bord der „Conte de Savoia", Sommer 1938: Mein Vater mit meinem Bruder und mir, Sammlung Hahn

Tagsüber verschwand meine Mutter oftmals in den Kombüsen, um die Milchflasche meines Bruders aufzuwärmen. Ich hörte, wie sie zu meinem Vater sagte, dass das Küchenpersonal sie *la bionda,* die Blonde, nannte. Aber meine Mutter hatte braunes Haar. Wahrscheinlich wurde auf diesem Schiff jeder, der blaue Augen hatte, als blond angesehen.

Mein Vater hatte es sich in den Kopf gesetzt, dass sofortige Amerikanisierung mit Fluchen auf Englisch verbunden war. Er grüßte englischsprechende Passagiere mit einem empathischen „God damn!“ oder „Go to hell!“. Das gequälte Lächeln der Passagiere zeigte mir, dass mein Vater ins Fettnäpfchen getreten war und dass er sich selbst zum Narren machte, aber er schien seinen Spaß daran zu haben. Die ihm fremde Sprache erlaubte es ihm, Dinge zu sagen, die er auf Deutsch niemals sagen würde, zumindest nicht zu der Art von Leuten, die an Bord waren. Es war ihm aber auch klar, dass man ihm dieses Fluchen verzeihen würde, weil er es vermutlich nicht besser wusste. Aber natürlich wusste er es besser.

Während all dieses vor sich ging, während mein Vater seine Englischkenntnisse wissend missbrauchte und meine Mutter in der Kombüse angestarrt wurde – was tat ich? Ich stand an der Reling, schaute weit hinaus auf das Meer und träumte von einem Talentsucher, der mich auf den Straßen von New York entdecken und nach Hollywood mitnehmen würde. Am Tag vor unserer Ankunft im Hafen von New York schlug der historische Hurrikan von 1938 ein. Schon am frühen Morgen hatten wir dieses schwere Ruhe-vor-dem-Sturm-Gefühl, und ein warnendes Schwanken und Rollen war offensichtlich am Werken unter dem



Mit meiner Mutter auf der „Conte de Savoia“, Sammlung Hahn

Meeresspiegel. Gleich nach dem Frühstück ringelte ich mich in einen Deckstuhl und schlief wie betäubt ein. Als ich aufwachte, stand mein Vater über mir, sein Haar war ganz vom Winde verweht. Er schrie meinen Namen und schüttelte mich aus dem Tiefschlaf. Das Schiff neigte sich, Türme von schweren, dunkelgrauen Wellen krachten auf das Deck, wo sich nur noch mein Vater und ich befanden. Hätte er mich nicht gefunden, hätte eine von diesen Wellen mich sicherlich erwischt und ich wäre ins tobende Meer gespült worden.

Am nächsten Morgen schien die Sonne auf ein stilles, friedliches Meer. Onkel Ferdinand und Tante Etta, entfernte Verwandte meiner Mutter, erwarteten uns am Pier von New York. Der Grund, warum sie überhaupt in Amerika waren, hatte etwas mit Opa Brach und einem seiner Spaziergänge auf den Kieswegen der Bergstraße Nr. 16 zu tun. Eines Tages in den frühen 30er Jahren, während er sich mit seiner Begleitung unterhielt, entschied er sich, dass die Zeit gekommen sei, eine Tochterfirma des Mälzereiimperiums in den Vereinigten Staaten zu gründen. Die Prohibition war aufgehoben, und er sah keinen Grund, warum er nicht eine alte Mälzerei irgendwo in der Neuen Welt kaufen sollte.

Wenn es eine andere Tochter zu verheiraten gegeben hätte, wäre wahrscheinlich eine Annonce von Opa Brach in der *New York Times* erschienen, in der er einem jungen Amerikaner eine Ehefrau und Geschäftspartnerschaft angeboten hätte. Aber da meine Mutter die jüngste war und es nun keine Tochter mehr anzubieten gab, schickte er Onkel Ferdinand und Tante Etta in die Vereinigten Staaten, um dort eine Mälzerei zu kaufen und das Geschäft aufzubauen. Sie waren Ungarn und hatten in Budapest gelebt.

Die „National Malting Company", wie das neue Unternehmen genannt wurde, war in Paterson, New Jersey, wo Onkel Ferdinand und Tante Etta eine große ehemalige Mälzerei zu einem günstigen Preis kaufen konnten. Niemand ahnte damals, dass diese Filiale einige Jahre später zu unserem einzigen Lebensunterhalt werden würde. Denn die Hanna Malzfabrik in Olmütz, in der Tschechoslowakei, und die Elbschloss Malzfabrik wurden konfisziert.

Onkel Ferdinand hatte ich noch nie zuvor gesehen, aber Tante Etta hatte uns in Dresden besucht. Sie erzählte uns damals viel über das Leben in den Vereinigten Staaten, hauptsächlich über Klein's, ein Kaufhaus, wo sie für unwahrscheinlich niedrige Preise einkaufen konnte. Ich war fasziniert von ihrer Darstellung, wie man etwas für fast nichts in New York bekommen konnte, wenn man nur wusste, wohin man zu gehen hat. Geschichten, wie einige zu Millionären wurden, indem sie die Münzen sparten, die sie massenweise auf den Straßen fanden, kursierten zu der Zeit auch in Dresden.

Tante Ettas Spitzname war Neger-Tante, weil sie sehr dunkle Haut hatte. Richtige Schwarze, soweit ich informiert war, lebten in Afrika. Allerdings hatte ich meinen Vater mit Bewunderung von einer Josephine Baker sprechen gehört. Er erzählte, dass sie eine wunderschöne Tänzerin in Paris war. Ich hatte auch Bilder von Jesse Owens gesehen, der Sensation der Olympischen Spiele 1936 in Berlin. Wir hatten gerade unser erstes Radio bekommen, und ich hörte die Reportagen über seine Spitzenleistungen. Und Tante Etta erzählte von einer

Frau namens Marian Anderson, die, wie sie meinte, viel schöner singen konnte als alle, die sie jemals in Europa gehört hatte.

Aber ich hatte niemals vom amerikanischen Bürgerkrieg, Abraham Lincoln oder Ähnlichem gehört. Die Vereinigten Staaten bedeuteten für mich an diesem Tag im September 1938: New York, Hollywood und Präsident Franklin Delano Roosevelt.

Ich weiß nicht warum, aber ich kann mich nicht daran erinnern, wie ich das Schiff verlassen habe, wie ich durch den Zoll ging, und andere solche Details. Ich kann mich nicht an die Freiheitsstatue erinnern, oder wie ich mich fühlte, als ich den ersten Schritt in die Neue Welt machte. Keines von diesen Dingen blieb mir in Erinnerung. Mein Kopf fing erst wieder an zu funktionieren, als wir im Auto unserer Verwandten saßen. Tante Etta fuhr. Wo war der Chauffeur? Vielleicht war das mein erster Eindruck von der Neuen Welt.

Ich erinnere mich nicht an den Hudson, an hohe Gebäude oder die George Washington Brücke, die wir bestimmt auf dem Weg nach Paterson, New Jersey, unserem neuen Zuhause, überqueren mussten.

Aber woran ich mich noch sehr genau erinnern kann, ist dieses vage Gefühl einer Attitüde. Obwohl wir herzlich willkommen geheißen wurden, schien es mir doch, als ob wir von unseren entfernten Verwandten so wie noch nie irgendwo zuvor behandelt wurden: als Menschen, die von nichts eine Ahnung hatten, die wieder ganz von vorn anfangen mussten. Ich bemerkte, dass Onkel Ferdinand sowie Tante Etta mit meinen Eltern wie mit Kindern sprachen. Das war außerordentlich befremdend, besonders deshalb, weil meine eigene Familie nicht dazu neigte, an ihren Positionen und Fähigkeiten zu zweifeln. Ich war niemals Zeugin irgendeines Eingeständnisses von Unsicherheit oder eines Fehlers, oder einer Suche um Hilfe gewesen. Sie hatten feste Meinungen, die mehr auf Gefühl als auf Fakten beruhten, und genossen es, ihren Willen durchzusetzen.

Angekommen in Amerika: Auf den Stufen unseres neues Zuhauses in Paterson, New Jersey, Sammlung Hahn

Seltsam, dass diese subtile Einstellung die einzig andere Sache war, die ich wahrnahm während unserer ersten Fahrt in der Neuen Welt. Nicht den Hudson, nicht das Wunder des New Yorker Panoramas, oder den Bogen einer großartigen Brücke, aber das Fehlen eines Chauffeurs und das eigenartige Gefühl, hier anders behandelt zu werden.

In Paterson hatte Tante Etta ein Appartement in einem zweistöckigen Holzhaus in der 14. Straße, Ecke Broadway, für uns hergerichtet. Das Haus, wie alle Häuser in Paterson, hatte ein architektonisches Merkmal, das uns unbekannt war. Das Merkmal hieß „Porch" (eine Art Veranda). Ein Schaukelstuhl und so etwas wie eine schwingende Couch wiesen darauf hin, dass man hier sitzen und das Straßenleben ungeniert beobachten konnte. Himmel! Wer wollte so etwas tun? Die Veranden, Gärten und Höfe, die ich von Deutschland her kannte, lagen alle hinter den Häusern, wo man ungestört sein Privatleben genießen konnte.

Die Bergstraße Nr. 16 zum Beispiel hatte ein großes, schmiedeeisernes Tor, wo das Privateigentum an die Straße stieß. Man musste klingeln, wenn man Zugang zum Haus gewinnen wollte. Gehörte man zur Familie oder hatte man eine Verabredung, drückte das Hausmädchen, das die Besucher kontrollieren konnte, einen Knopf und öffnete damit das Tor. Danach ging man an Jasmin – und Rhododendronbüschen vorbei bis an die äußeren Stufen des Hauses. Diese führten zu einem hohen Portal, die eigentliche Eingangstür, die von einem Hausangestellten offengehalten wurde. Ihr folgten mehrere mit Teppichboden bedeckte Treppen in einem mit rosamarmornen Wänden ausgekleideten Treppenhaus, das zum dritten Eingang, der inneren Tür des Hauses, führte. Durch diese betrat man ein großes viereckiges Atrium. Der Fußboden war ein Mosaik aus kleinen schwarzen und weißen Steinen, einem römischen Muster nachgeahmt. Gravuren des 18. Jahrhunderts hingen an elfenbeinfarbigen Wänden. Von dem zwei Etagen höheren Oberlicht fiel ein weiches, gedämpftes Licht auf die vier riesigen Klubsessel aus braunem Leder, die um einen großen Tisch, dem Mittelpunkt dieses römischen Atriums, aufgereiht waren. Der Tisch war übrigens ein echter Kasino-Roulettetisch, der irgendwie zum Bestandteil des Hauses gehörte, als Opa Brach es erstand. Meine Großmutter tarnte den Roulettetisch unter einer großen, dunklen, handbestickten Wolltischdecke. Der Roulettetisch durfte in diesem Haus niemals seinen eigentlichen Zweck erfüllen, da Spielen nicht zur Tradition meiner Familie gehörte. Aber hier war die Grenze für Besucher, die nicht zur Familie gehörten, die Stelle, wo sie gebeten wurden, Platz zu nehmen und zu warten, bis jemand erschien, der sie in das innere Heiligtum des Hauses begleiten würde.

Wir waren angekommen. Jetzt brauchten wir nur noch aus dem Auto zu steigen, die abgenutzten hölzernen Stufen hinaufsteigen, über die Veranda gehen und die Tür öffnen. Dann, ohne weitere Verzögerungen, betraten wir unsere neue Wohnung, die Tante Etta mit einigen ausrangierten Möbeln spärlich möbliert hatte. Jemand saß am Esstisch. Eine stille schwarze Frau. Sie sollte unser Hausmädchen sein.

Unsere Vermieter, Herr Kaplan, seine beiden erwachsenen Söhne und eine Tochter, wohnten über uns. Sie waren schon dreißig Jahre vor uns in Amerika

angekommen, aus Russland, und sie verloren keine Zeit, es uns unter die Nase zu reiben. Die Tatsache ihrer amerikanischen Staatsbürgerschaft erlaubte es ihnen, uns in jeder Beziehung ihre Überlegenheit vor Augen zu führen, uns, den neu angekommenen „Greenhorns". Diese Einstellung hatten wir bereits bei Tante Etta und Onkel Ferdinand verspürt, aber die Kaplans gingen in dieser Rolle so richtig auf. Diese Überheblichkeit wurde von ihrem tiefen Hass auf Deutsche angefeuert, besonders deutsche Juden, die, so sagten sie, die besten Nazis abgeben würden, wenn Hitler es nur erlaubt hätte.

Nur meiner Mutter, die in der Tschechoslowakei geboren war und sich selber nicht als Deutsche bezeichnete, gelang es, die Beleidigungen zu ignorieren. Sie entdeckte sogar einige Gemeinsamkeiten mit diesen Menschen, was meinem Vater und mir niemals gelang. Meine Mutter, eine große Musikliebhaberin, musste ihren Steinwayflügel in Dresden lassen, aber Rose Kaplan hatte ein Klavier in ihrer Wohnung, und so spielten sie vierhändig „Lieder". Die beiden noch unverheirateten Söhne sangen dazu. Deutsche Musik konnte offensichtlich akzeptiert werden. Deutsche Namen nicht.

Rose Kaplan übernahm die Aufgabe, mich in der Grundschule, Public School Nr. 13 (P. S. 13), anzumelden und meinte, sie hätte das Recht, meinen Namen auszulöschen. Ich wurde als Anne Hahn registriert. Ihres Erachtens war Hannelore zu deutsch. Ihre Ausrede war, dass niemand diesen Namen aussprechen könnte, und somit würde ich keine Freunde haben.

Ich fühlte mich nie als „Anne", doch der Name klebte an mir bis zur High School. Ich wurde erst wieder Hannelore, als ich das College besuchte, als ich es als mein Recht ansah, mein Ich zurückzufordern.

Sobald sie in der P. S. 13 angemeldet war, wurde Anne Hahn zu „Macy's" gebracht, um einen Schulmantel zu kaufen. Das war das zweite Trauma. Wieso war im größten Laden der Welt kein einziger passender Mantel vorhanden? Stimmte etwas nicht mit mir oder den Mänteln? Schließlich wurde ein kamelhaarfarbener Mantel gefunden, Marke „Chubby", oder „plump". Bei diesem Namen verkrampfte sich mein Herz. Was war aus mir geworden? Was würde noch auf mich zukommen? War aus der Prinzessin ein molliges Aschenputtel geworden? Wie würde ich jemals in den Straßen von New York entdeckt und nach Hollywood gebracht werden? Wie würden Leute wissen, dass ich Hannelore bin und nicht Anne? Entgegen der Legende, dass in Amerika jeder eine Persönlichkeit sei, spürte ich an diesem Nachmittag in der Macy's Pre-Teen Abteilung, dass ich jedenfalls in Amerika ein Niemand war. Aber wo steckten diese Persönlichkeiten? Diese Millionen, die ohne irgendwelche Änderungen in Kleidung „von der Stange" schlüpfen und darin sofort herumlaufen können? Ich brannte darauf, es herauszufinden.

Die Direktorin der P. S. 13 war eine Mrs. O'Byrne. Ich hatte nie zuvor so einen Namen gehört oder gelesen und konnte mir überhaupt nicht vorstellen, wie er zu buchstabieren sei. Namen wie O'Byrne, O'Brian, O'Donnell, O'Dwyer waren mir völlig fremd. So auch die Mc's und die Mac's. Natürlich lernte ich bald, dass diese Namen irischen, schottischen oder englischen Ursprungs waren, dass ein Großteil der Amerikaner angelsächsischer oder englischer Herkunft war und

darüber hinaus, dass die Angelsachsen der Britischen Inseln nicht die Sachsen waren, die ich von Dresden her kannte.

Meine Großeltern hatten einen deutschen Polizeihund, den sie „Lord“ tauften. Dieser Name und Oma Luises englische Tweedkostüme, waren die einzigen englischen Begriffe in meinem Dresden.

Jawohl, diese Angloamerikaner waren diejenigen, die in den amerikanischen Läden problemlos in Kleidung „von der Stange“ schlüpfen konnten. Sie waren größer, langgliedriger und dünner als wir. Ihre Füße waren so schmal, dass sie AAA–Schuhe tragen konnten, eine Größe, die, ich war mir sicher, in Zentraleuropa unbekannt war. Wir andererseits konnten keine Schuhe finden, die breit genug waren. Selbst die Größe C würde drücken. Ich hätte vor Neid platzen können.

Diese Angloamerikaner hatten nicht nur andere physische Merkmale, sie benahmen sich auch anders als wir. Sie konnten höflich sein, ohne dich besonders zu mögen. Sie verstanden es, sich unpersönlich zu geben. Wir nicht. Wir mochten und mochten nicht und zeigten es. Wie Mr. Moto, so schien es, verhielten sie sich immer unvoreingenommen. Ihnen war ein Code des Benehmens eigen, dessen Ursprung in einem gesellschaftlichen Umgang zu liegen schien, der uns völlig fremd war. Wie war dieser Code? Warum erschien er uns so bewundernswert? Mir jedenfalls erschien er unglaublich bewundernswert.

In Europa pflegten die Mitglieder meiner Familie nur den Kontakt zu Verwandten und, natürlich begrenzt, den Bediensteten und Angestellten. Innerhalb dieser beiden Kategorien fühlten wir uns sicher. Aber hier in Amerika gab es so viele Kategorien und Menschen, mit denen man sich tagtäglich auseinandersetzen musste. Wie verhält man sich zu Menschen, die weder zur Familie gehören noch Angestellte sind? Das war etwas, von dem wir keine Ahnung hatten.

Als wir in Paterson, New Jersey, ankamen, fanden wir die Stadt am Rande der Verzweiflung. Paterson war, wie der Rest der Vereinigten Staaten, im Griff der „Großen Depression“. Was war dieses amerikanische Phänomen? Wir hatten nur von Amerika als dem Land des Erfolges gehört. Aber Amerika als das Land der Pleite? War das auch ein Teil dieses Landes, in das wir gekommen waren? Der Schock dieser anderen Seite traf mich mit aller Härte immer dann, wenn ich meinen Vater in der National Malting Company auf der Governor Straße Ecke Ann Straße besuchte. Es war beängstigend, an leeren Grundstücken und geschlossenen Mühlen vorbei zu gehen, verfolgt von den verhärteten Blicken der Arbeiter, die Schimpfwörter murmelten, vorbei an Schnapsflaschen in Papiertüten, an offenen Plätzen mit Müll übersät, vorbei an hölzernen Baracken, auf deren „Porches“ gebrochene Menschen auf gebrochenen Stühlen hockten.

Ich erinnere mich des Tages, als mein Vater sehr verstört aus dem Büro nach Hause kam. Er hatte Besuch von einem Vertreter der Gewerkschaft gehabt. Bald nach unserer Ankunft hatte jemand eine Beschwerde gegen ihn eingereicht. Ich weiß nicht, wie die konkrete Anklage lautete, aber es hatte etwas damit zu tun, dass er zu diktatorisch war. Mein Vater hatte sich niemals zuvor mit Gewerkschaften auseinandersetzen müssen. Aber er fühlte ihre Macht und er fürchtete sie. Was wollten sie von ihm? Wussten sie nicht, dass er gerade von Übersee

gekommen war? Aber das war es gerade. „In diesem Land funktionieren die Dinge anders, Mr. Hahn", sagte der Gewerkschaftsfunktionär. Er achtete nicht auf den Doktortitel meines Vaters, um den Begriff des bürgerlichen Gleichstandes zu betonen. „Wenn Sie sich nicht ändern, rufen wir einen Streik aus." Ändern? War es das, was Tante Etta, Onkel Ferdinand und die Kaplans sich dachten? Dass wir für dieses Land nicht geschaffen waren? Was machten wir nur falsch?

Als mich Rose Kaplan in der P. S. 13 einschrieb, wurde ich in die 4. Klasse mit zwei Jahre jüngeren Kindern gesteckt, weil ich noch kein Englisch sprechen konnte. Die Klasse hatte einen neunjährigen Präsidenten und eine neunjährige Sekretärin. Sie saßen den Klassenzusammenkünften vor, in denen streng an etwas gehalten wurde, von dem ich bisher noch nie gehört hatte: parlamentarisches Verfahren. Manche Diskussion fuhr sich fest, weil sich jemand nicht an die parlamentarischen Spielregeln gehalten hatte. Ich verstand nicht, warum wir nicht einfach weiter machen konnten, ohne Abstimmungen, Mitgliederzahl und andere feine Punkte zu beachten. Dies war keine Frage von Sprachunkenntnis, sondern eine des Nichtverstehens von Erbe und Tradition, Geschichte und Ideologie. Von Demokratie.

Mr. Moto, der Gentleman-Detektiv zum Beispiel, vermied das Thema Verbrechen nicht, weil es zu schmutzig für einen Gentleman wie ihn war. Nein, er blieb ein Gentleman, indem er einen Gentleman-Code auf das schmutzige Thema anwendete. Er demonstrierte, dass die richtige Einstellung und die Methode selbst genau so wichtig sind, manchmal sogar noch wichtiger als das Thema selbst.

Warum sollte das „Wie" wichtiger sein als das „Was"? Ich konnte es nicht begreifen. Wie die Dinge getan werden, dachte ich, wäre nur eine Frage der Manieren. Man isst nicht mit den Ellbogen auf dem Tisch, man steht für ältere Menschen auf, man spuckt nicht auf den Fußboden. Gute Manieren zeigen Erziehung und Erziehung bezeichnet die Klasse.

Aber in der 4. Klasse in der P. S. 13 in Paterson, New Jersey, spürte ich etwas anderes. Etwas von diesem parlamentarischen Verfahren und dem Wert, der darauf gelegt wurde, ließ mich spüren, dass etwas Wichtiges auf dem Spiel stand. Auch wenn das Endziel gut und wertvoll war, würden die Angelsachsen das Ergebnis als falsch betrachten, wenn man es durch den Einsatz unlauterer Mittel erreicht hätte: MITTEL vs. ERGEBNIS.

Ein anderes Konzept, das neu für mich war, ließ mich wieder und wieder stutzen: Ideen wurden in Amerika als wertlos abgetan, solange sie nicht nützlich waren. PRAGMATISMUS.

Wir hätten gesagt: „Das ist eine gute Idee!" Warum? Weil wir daran glaubten. Wenn wir nicht daran glaubten, dann war es keine gute Idee, und niemand würde Zeit oder Energie darin investieren. Aber in Amerika sagen die Menschen: „Jeder kann eine Idee haben." Ideen gibt es wie Sand am Meer. Das was zählt, ist das Funktionieren: PRAXIS vs. THEORIE.

Wenn meine Familie etwas im Überfluss hatte, dann waren es Meinungen. Es schien so, als ob wir damit geboren worden waren und ein Recht darauf hatten,

diese auch zu behalten. Aber in Amerika wurde die Meinung ständig herausgefordert und musste mit Fakten untermauert werden: OBJEKTIVITÄT vs. SUBJEKTIVITÄT.

Ich hatte von diesen Wörtern vorher nie etwas gehört und das brachte mir große Schwierigkeiten. „Sei nicht so subjektiv!," wurde ich gescholten. „Keine vorschnellen Schlussfolgerungen. Sei genau! Komm zurück zur Praxis! Nimm die Dinge nicht so ernst!" Die Menschen in Amerika waren immer sehr genau. Quantitatives Denken – wie groß, wie viel – lag uns nicht.

Es gab aber auch etwas anderes, was ich nicht tat. Ich dachte nicht in Begriffen der Gruppe. Ich war festgelegt auf die Beziehung Mensch zu Mensch, nicht auf Gruppen. Der Kauf des ersten Mantels bei „Macy's" veranschaulichte unsere Erfahrungen in den USA: Individuum vs. Kollektiv. Ein Körper stand einer Million von Mänteln gegenüber. Nicht einer von diesen würde passen. Der Versuch in die Art und Weise und in die Größen des neuen Landes zu passen, das war ein bisschen zu viel verlangt.

Alles handgeschneidert zu haben bedeutete, dass wir unsere Größen nicht wussten und als wir sie gelernt hatten, fanden wir heraus, dass Amerika nicht uns im Sinne hatte, als es die Mäntel, Blusen und Schuhe herstellte. Und in der Welt der Ideen und Werte war die Bedeutung die gleiche, allerdings umgekehrt. Wir entdeckten, dass wir Amerika weder im Sinn noch es in unsere Denkweise aufgenommen hatten. Um es einfacher auszudrücken: Wir, die wir vor der Unterdrückung geflohen waren, hatten keine Ahnung von der Demokratie.

Hineinquetschen. Das war das, was ich jeden Tag tat, wenn ich aus der Schule zum Mittagessen nach Hause kam. Ich wollte mich hineinquetschen in eine der Bänke in unserer „kitchenette", einer winzig kleinen, von der Küche abgeteilten Imbissecke von der Größe einer Speisekammer. Es war immer sehr eng, denn der Tisch war zu breit und die Bänke eingebaut. Meine Mutter setzte mir dann einen Salat mit wenigen Kalorien vor, ein Versuch, mich auf die amerikanischen Dimensionen abzuspecken. Von Gedanken an Brot, Keks, Kuchen hielt mich beim Essen des mageren Salates ein kalorienfreies Radiohörspiel ab. „Die Affären der Helen Trent" war ein Radiohörspiel mit Fortsetzungen für Hausfrauen.

Die Schule wurde zur Hauptarena um zu lernen, wie ich in die amerikanische Schablone passen würde. Es schien, als ob die P.S. 13 auf so eine Schülerin wie mich gerade gewartet hätte. Ich kam dort an, schätze ich, mit ungewöhnlichem Ehrgeiz; es war diese spezielle Energie, die sicherlich alle Immigranten an den Tag legten, wenn sie den Ozean überquert und endlich einen Fuß in die Neue Welt gesetzt hatten und vor allem anderen hofften, so schnell wie möglich ein Teil dieses Landes zu werden. Das war wirklich die Zeit für einen neuen Start. Es wurde reiner Tisch gemacht, oder, wie die Amerikaner sagen, „the slate had to be wiped clean" (die Tafel musste abgewischt werden).

Kein Wunder, dass ich dem Lehrer gern dabei zusah, wenn er die Tafel sauber wischte. Das war einer meiner Lieblingsmomente. Ich verglich die amerikanische Methode mit der europäischen. Die amerikanische Methode war die trockene: sie benutzte einen Filzlappen. Die europäische Methode war feucht: sie

hing vom Schwamm und Wasser ab. Die amerikanische Methode war schneller, aber die europäische Methode hinterließ eine sauberere Tafel. Andererseits hatte ein amerikanischer Klassenraum viel mehr Tafeln. Dies erlaubte dem Lehrer von Tafel zu Tafel zu laufen, ohne dass er ständig die Tafel wischen musste. Der Hausmeister erledigte das dann am Abend. ARBEITSTEILUNG: ein Konzept aus der Industrie.

Ich hatte in vier Monaten mühelos gelernt, Englisch zu sprechen, und in zwei Jahren übersprang ich viermal die Klasse, gewann jeden Preis, den die P. S. 13 zur Verfügung hatte, einschließlich ein Zertifikat von der „Palmer Method of penmanship" (Palmer Methode für Schönschreiben). Die Palmer Methode wurde in dem Paterson School District unterrichtet mit dem zu erwartenden Ergebnis, dass jedermanns Handschrift sich gleichen würde. Die Methode legte viel Wert auf den leichten gleitenden Federstrich, schräg nach rechts ausgerichtet, und war so unterschiedlich von meiner geraden, scharfen, schweren deutschen Handschrift wie Eiskunstlaufen vom Zweikampf mit schwerer Rüstung. Anne Hahn im Alter von elf, zwölf und dreizehn Jahren gab gern ihre Handschrift ab und sogar ihren Namen, bei dem eifrigen Versuch, eine „echte Amerikanerin" zu werden.

Einmal im Jahr kamen die Schulkinder in das Rathaus von Paterson. Diese Kinder wurden als die aussichtsreichsten Kandidaten für Posten erachtet, in die sie von ihren Klassenkameraden und Lehrern gewählt wurden. Ich wurde zum Justizminister gewählt und ging mit anderen Schulkameraden – dem Kinderbürgermeister, dem Kinderdirektor der Finanzen, dem Kindersheriff – zum Rathaus, ohne zu wissen, was ein Justizminister zu tun hatte. Dort saß ich im Gericht und wohnte einem Fall bei, wo eine fettleibige Frau ihre Anklage gegen einen Schönheitssalon vortrug, dessen defekter Haarfön ihr Haar beim Trocknen angeblich beschädigt haben sollte.

Das Wort „angeblich" stand heraus. Obwohl das Haar der Anklägerin deutlich versengt war, wurde der Angeklagte als unschuldig erachtet, bis die Schuld bewiesen war. Wie verschieden von dem Recht, das mein Vater kannte. Sein Recht basierte auf dem römischen Recht, das die Schuld solange voraussetzt, bis die Unschuld nachgewiesen werden konnte. Wie viel mehr das angelsächsische Recht auf der Seite der einfachen Menschen war, das Recht meiner Neuen Welt: das Land der „of, by, and for the people". Und indirekt gab mir das irgendwie Hoffnung. Eines Tages, fühlte ich, würde ich in Amerika noch große Dinge vollbringen.

Ich wurde Mitglied bei den Girl Scouts, ein Anfänger in Gruppe Nr. 10. Ich verbrachte die Sommer im Camp Te Ata in der Nähe von Suffern, New York. Hier lernte ich, wie man die amerikanische Flagge, nachdem sie am Abend vom Mast heruntergeholt worden war, zusammenfaltet. Hier lernte ich Erste Hilfe, wie man eine Aderpresse bindet, etwas schient, ein Leben nach einem Schlangenbiss rettet und wie man jemanden künstlich beatmet. Ich lernte, wie man ein Lagerfeuer mit Stöcken und einem Streichholz macht und wie man Marshmellows röstet, wie man „eggs-on-rock" und „pigs-in-blanket" kocht.

Ich lernte solche Lieder wie „Greensleeves“ und andere angelsächsische Rundgesänge wie „The Golden Day is Dying“, „Come, Follow, Follow“, „Whip – Poor – Will“, „The Keeper“, „Green Grow the Rushes“ und auch Spirituals wie „Every Time I Feel the Spirit“.

Ich nahm auch 15 Pfund zu. Die Speisekarte im Camp Te Ata bestand im wesentlichen aus gebackenen Makkaroni mit Käse, gebackenen Bohnen und Maisbrot und einem Nachtisch mit dem Namen „Mississippi Mud“, ein stärkehaltiger Schokoladenpudding, den der schwarze Koch aus einem rechteckigen Emailletopf ausgab und mit einem langstieligen Löffel in unsere Näpfe klatschte. Trotzdem war ich immer hungrig.

In Amerika war mein Vater immer müde. Er kam aus dem Büro völlig abgespannt nach Hause, aß sein Abendbrot und stellte das Radio an, um „Major Bowes“ oder „Gangbusters“, seine Lieblingssendungen, zu hören. Mein Vater war eigentlich ein sehr ehrgeiziger Mann. Darum kam es mir seltsam vor, dass er im Land der ehrgeizigsten Männer anscheinend keine Zukunft sah. Während ich versuchte, mich in die Schablone des neuen Landes zu zwängen, der Fahne Treue zu versprechen, Girl Scout Kekse zu verkaufen, Quadratknoten zu binden, klinkte sich mein Vater langsam aus. Seine Ambitionen waren in Europa Realität geworden. Dort hatte er die Leiter des Erfolges beschritten. Aus einem kleinstädtischen Milieu stammend, wurde er Teilnehmer von einer internationalen Firma. Aber in Amerika bedeutete dieses alles nichts. In Amerika wurde die Vergangenheit ausgewischt wie die Kreide auf den Schiefertafeln.

Dieses Auslöschen der Vergangenheit war ohne Zweifel ein Segen für die Millionen, die keinen vergangenen Ruhm mit sich herumschleppten, aber nicht für meinen Vater. Er hatte einen Status in Europa erreicht, der hier keine Anerkennung fand, und er wollte seine europäischen PRIVILEGIEN behalten. Der Drang, seinen Status zu betonen, zeigte sich darin, dass er darauf bestand, mit „Dr. Hahn“ angesprochen zu werden. Es ist wahr, er verdiente sich diesen Titel an der juristischen Fakultät der Universität Würzburg mit einer Dissertation über die Rechte von Kriegsgefangenen, aber in Amerika wurden die Rechtsanwälte nicht „Dr.“ genannt. Dazu kam, dass mein Vater nie als Rechtsanwalt gearbeitet hatte. Deshalb war das Tragen eines solchen Titels in dem neuen Land sogar noch unberechtigter. In dem Land des Pragmatismus wurde ein Titel ohne Ausübung des Berufes nicht ernst genommen. In einer Demokratie gibt es keine Posten ohne Verantwortung.

Kein Wunder, dass mein Vater sich mit Leuten aus der alten Welt umgab, die jetzt in Washington Heights im nördlichen Manhattan wohnten. Sie kamen sonntags haufenweise zu Besuch, nahmen einen Bus über die George Washington Bridge und erfreuten sich an einem Tag auf dem Land, wie sie es nannten. Auch in geschäftlichen Angelegenheiten verließ sich mein Vater auf seine ausländischen Kontakte. Dank seiner Verkaufskunst florierte die National Malting Company, obwohl seine Kunden nicht die heimischen Brauer waren. Neunzig Prozent unseres Malzes wurden an deutsche und lateinamerikanische Brauer aus Brasilien, Argentinien, Nicaragua und Honduras verkauft.

Eines Tages kam mein Vater aus Nicaragua mit einem neuen Titel zurück. Er war nun „Konsul Dr. Arthur Hahn“. Der Titel war ehrenamtlich und trug keine Ministermappe, aber er erlaubte ihm, den amerikanischen Schmelztiegel zu umgehen.

Was uns eigentlich in der Neuen Welt so richtig verwirrte, war ein Paradox. Einerseits erlaubte uns die Weite der Neuen Welt die Freiheit des Reisens ohne Einschränkungen. Wir verstanden und erfreuten uns an der physischen Mobilität, die uns gestattete, große Strecken zu fahren, ohne dass wir Visa oder Pässe vorzeigen mussten, denn dieses riesengroße Land gehörte „uns“.

Aber soziale Mobilität war etwas anderes. Sicher, ein „Niemand“ konnte innerhalb relativ kurzer Zeit ein „Jemand“ werden, wenn er Experte war, wenn er hart arbeitete und am richtigen Ort zur richtigen Zeit war. Aber das hieß nicht, dass die soziale Landschaft ganz ohne Einschränkungen war. Wir, die wir die tieferen Strukturen Amerikas noch nicht kannten, verwechselten die Freiheit mit einem Freibrief. Kurzum, wir waren nicht darauf vorbereitet, dass es neben der Mobilität einen festen Rahmen des akzeptierten Verhaltens beruhend auf angelsächsischen Demokratieprinzipien gab. Redefreiheit, ja. Aber wer Klassenvorurteile postulierte oder diktatorisch auftrat, musste auf Kritik vorbereitet sein. Und wir waren nicht darauf vorbereitet, beurteilt zu werden.

Auch auf eine andere Seite des neuen Landes waren wir nicht vorbereitet: das öffentliche Leben. Einerseits stand Amerika für persönliche Rechte und Freiheit, andererseits übte das Land einen ungeheuren öffentlichen Druck auf das Individuum aus und zwar hauptsächlich den Druck, sich anzupassen. Ein Paradox. Angeblich soll Henry Ford über sein Model T gesagt haben, dass jeder es in jeder Farbe kaufen könne, solange sie schwarz sei.

Wir sahen die Notwendigkeit der Standardisierung in der Industrie, auf Gebieten, die nichts mit Herstellung oder Produktion von Gütern zu tun hatten, als übertrieben an. Amerikanisches Denken, meinten wir, orientierte sich am Durchschnitt, an der Regel, an der Norm und der Anzahl, wohingegen unsere Denkweise sich immer an der Ausnahme orientierte. Deshalb waren die Vereinigten Staaten der späten dreißiger und frühen vierziger Jahren für uns wie eine Schablone der „Palmer Methode“, die von jedem die gleiche Schrift, die Anpassung forderte und das Persönliche unterdrückte.

Ich hatte eine gleichaltrige Freundin. Sie hieß Kim Webber. Kim wohnte in einem Mietshaus mit einem Eingang, der aussah wie der eines englischen Tudorschlosses. Die Eingänge der Mietshäuser in der Neuen Welt verblüfften mich immer wieder aufs Neue. Sie versuchten mit ihrer Vornehmheit zu imponieren und verleiteten einen dazu, Ähnliches in den Wohnungen zu erwarten, was dann aber nur selten der Fall war.

Kim trug immer einen Schlüssel um den Hals, mit dem sie ihre winzige Wohnung nach der Schule öffnete. Ihre Mutter war geschieden und kam erst später von der Arbeit nach Hause. Sie hinterließ einen Zettel für ihre Tochter auf dem Küchentisch: Kauf einen Karton Milch, hol ein Brot, sagten die Sätze. Kim und ich wurden Freundinnen. Wahrscheinlich, weil wir beide einsam waren.

Einsamkeit wurde mein ständiger Begleiter in der Neuen Welt. Kim schrieb in mein Poesiealbum:

> Liebe Hannelore,
> Erinnere Dich des Mädchens aus der Stadt
> Erinnere Dich des Mädchens aus dem Dorf
> Erinnere Dich des Mädchens, das Dir das Buch verdarb
> (weil sie verkehrt herum schrieb).
> Deine Freundin Kim Webber, U.S.A.
> 23. Juni 1940, Paterson, New Jersey.

Wo war Isolde Elber? Wo war Elfriede Kaimsky? Wo war Vera Bernstein?

Niemand von uns sprach es aus. Niemand von uns würde auch nur wagen darüber nachzudenken. Aber seitdem wir in den Vereinigten Staaten lebten, war niemand in unserer Familie so richtig glücklich. Wir waren leidenschaftliche Patrioten, und jeder Ausdruck von Unzufriedenheit mit unserem Leben in der Neuen Welt wurde als Undankbarkeit bezeichnet. War das nicht das beste Land der Welt? Würden nicht Millionen von Menschen, die zurückbleiben mussten, alles dafür tun, um in dieses Land kommen zu können? Würde nicht fast jeder in Europa mit uns die Plätze tauschen, wenn er könnte? Und was wäre aus uns geworden, wenn wir geblieben wären? Es war besser, nicht daran zu denken. Aber etwas stimmte nicht.

Dann kam der Zwischenfall mit den Sicherungen. Eine Sicherung in unserer Wohnung war durchgebrannt, und mein Vater ging in den Keller um zu sehen,

Unser erstes amerikanisches Auto, ein schwarzer Plymouth Sedan, Sammlung Hahn

Hannelore Hahn, ca. 1978, fotografiert von John R. Lawrence (Sammlung Hahn)

was er machen könnte. Ich sollte oben bleiben und ihm durch Zurufe mitteilen, ob die Lampen aus- oder angehen, oder was auch immer sein Rumpfuschen am Sicherungskasten bewirken würde. Das war höchstwahrscheinlich das erste Mal, dass mein Vater eine Sicherung auszuwechseln hatte. Er war es gewöhnt, alle handwerklichen Arbeiten von den Angestellten erledigen zu lassen. Seine Abneigung gegen „handwerkliche" Sachen ging in Dresden so weit, dass jeden Morgen ein Frisör ins Haus kam, um ihn zu rasieren.

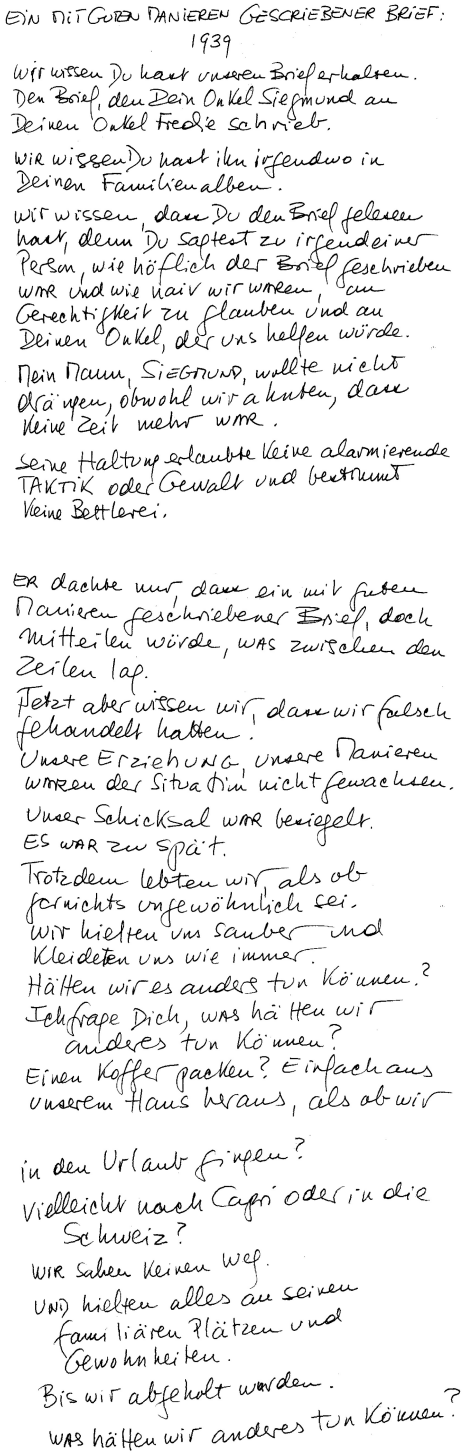
Irgendwie überkreuzten sich unsere Zurufe ständig. Egal was er mir aus dem Keller zurief, ich verstand es immer falsch. Wenn die Lichter angingen, rief ich „Yes", aber inzwischen hatte er schon wieder etwas geändert, und die Lichter gingen wieder aus. Wir schafften es nicht, unsere Signale zu koordinieren. Schließlich stürmte mein Vater blind vor Wut aus dem Keller und schlug mich. Wieder und wieder. Die Probleme zwischen meinem Vater und mir hatten begonnen.

Die einzige Konzession in der Neuen Welt gegen die Abneigung, gewisse Dinge selbst zu tun, machte mein Vater in Hinblick beim Autofahren. Unser erstes Auto war ein schwarzer Plymouth Sedan. Jeden Sonntag fuhren wir aus der Stadt heraus, normalerweise Richtung Bear Mountain. Meine Mutter und mein Vater saßen vorn und mein kleiner Bruder und ich hinten. Manchmal streifte ein Blick meines Vaters den Rückspiegel, und er fragte mich, warum ich denn so ruhig wäre. Ich antwortete, dass ich nachdenken würde. „Gut, aber kannst du mir deine Gedanken nicht mitteilen?", fragte er mich. „Nein, kann ich nicht!", war dann meine Antwort. Die Kommunikation zwischen uns war gestört. Eine Sicherung war durchgebrannt.

Was ich eigentlich im Auto tat war träumen. Insbesondere auf den Heimfahrten von unseren Sonntagsausflügen, wenn es dunkel wurde und warme Lichter

in den Häusern leuchteten, an denen wir vorbeifuhren, wünschte ich mir einen Platz in einer wunderschönen Zukunft. In diesen sauberen kleinen Häusern, die wir am Weg sahen, wohnten bestimmt nette amerikanische Familien, die dort sesshaft waren und sich sicher fühlten. Wie die Forbeses in Paterson zum Beispiel, eine katholische Familie mit fünf Kindern, deren Mädchen ihre Baumwollkleider ewig wuschen und bügelten. Ich weiß nicht, was es mit diesen Baumwollkleidern auf sich hatte. Aber etwas an dem ewigen Waschen, Bleichen, Stärken und Plätten deutete mir an, dass sich die Amerikaner auf den nächsten Tag mit großen Erwartungen vorbereiteten.

Die Zukunft. Ja, das war es, wovon ich träumte, während wir in unserem ersten amerikanischen Auto an gemütlichen amerikanischen Heimen vorbeifuhren, in einer schweren Stille, die ein ungutes Gefühl verbreitete und nur unterbrochen wurde von Nachrichten im Autoradio. In Europa war der Zweite Weltkrieg ausgebrochen.



EIN MIT GUTEN MANIEREN GESCHRIEBENER BRIEF:
1939

Wir wissen Du hast unseren Brief erhalten.
Den Brief, den Dein Onkel Siegmund an
Deinen Onkel Fredie schrieb.

Wir wissen Du hast ihn irgendwo in
Deinen Familienalben.

Wir wissen, dass Du den Brief gelesen
hast, denn Du sagtest zu irgendeiner
Person, wie höflich der Brief geschrieben
war und wie naiv wir waren, an
Gerechtigkeit zu glauben und an
Deinen Onkel, der uns helfen würde.

Mein Mann, SIEGMUND, wollte nicht
drängen, obwohl wir ahnten, dass
keine Zeit mehr war.

Seine Haltung erlaubte keine alarmierende
TAKTIK oder Gewalt und bestimmt
keine Bettlerei.

ER dachte nur dass ein mit guten
Manieren geschriebener Brief, doch
mitteilen würde, WAS zwischen den
Zeilen lag.
Jetzt aber wissen wir, dass wir falsch
gehandelt hatten.
Unsere ERZIEHUNG, unsere Manieren
waren der Situation nicht gewachsen.
Unser Schicksal war besiegelt.
ES WAR zu spät.
Trotzdem lebten wir als ob
fürnichts ungewöhnlich sei.
Wir hielten uns sauber und
kleideten uns wie immer.
Hätten wir es anders tun können?
Ich frage Dich, was hätten wir
anderes tun können?
Einen Koffer packen? Einfach aus
unserem Haus heraus, als ob wir

in den Urlaub fliegen?
Vielleicht nach Capri oder in die
Schweiz?
WIR sahen keinen Weg.
UND hielten alles an seinen
familiären Plätzen und
Gewohnheiten.
Bis wir abgeholt wurden.
WAS hätten wir anderes tun können?

Prosagedicht von Hannelore Hahn (ca. 2007)

Hefte dieser Reihe

Heft 1: Luxemburger Zwangsrekrutierte im Wehrmachtgefängnis Torgau-Fort Zinna 1943–1945, 1996, ISBN 978-3-9805527-0-7

Heft 2: Hans-Dieter Scharf:
Von Leipzig nach Workuta und zurück. Ein Schicksalsbericht aus den frühen Jahren des ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaates 1950–1954,
1996, ISBN 978-3-9805527-1-4

Heft 3: Maria Vittoria Zeme:
„... und entzünde einen Funken Hoffnung". Aus dem Tagebuch einer italienischen Rotkreuzschwester im Kriegsgefangenenlager Zeithain 1943–1944, 1996, ISBN 978-3-9805527-2-1

Heft 4: Hunger – Kälte – Isolation. Erlebnisberichte und Forschungsergebnisse zum sowjetischen Speziallager Bautzen 1945–1950, 4., korrigierte und ergänzte Auflage 2002,
ISBN 978-3-9805527-3-8

Heft 5: „Die Entscheidung konnte mir niemand abnehmen ..."
Dokumente zu Widerstand und Verfolgung des evangelischen Kirchenjuristen Martin Gauger (1905–1941),
1997, ISBN 978-3-9805527-4-5

Heft 6: Achim Kilian:
„From Special Camp No. 1 to US".
Jugendjahre zwischen Vogtland, Mühlberg und Arkansas,
1998, ISBN 978-3-9805527-5-2 (vergriffen)

Heft 7: Kurt Kohlsche: „So war es! Das haben sie nicht gewusst."
Konzentrationslager Sachsenburg 1935/36 und Wehrmachtgefängnis Torgau-Fort Zinna 1944/45 – ein Häftlingsschicksal, 2001, ISBN 978-3-9805527-6-9

Heft 8: Wege nach Bautzen II. Biographische und autobiographische Porträts, 3., korrigierte und ergänzte Auflage 2003,
ISBN 978-3-9805527-7-6

Heft 9: Aktenzeichen „unerwünscht". Dresdner Musikerschicksale und nationalsozialistische Judenverfolgung 1933–1945,
1999, ISBN 978-3-9805527-8-3 (vergriffen)

Heft 10: Günter Heinisch:
„Solange Du lebst, lebt auch die Hoffnung noch."

Erinnerungen an Haft und Selbstbehauptung in Chemnitz, Dresden und Bautzen 1950–1956, 2000, ISBN 978-3-9805527-9-0 (vergriffen)

Heft 11: Dr. Margarete Blank (1901–1945). Justizmord und Erinnerungspolitik, 2000, ISBN 978-3-934382-00-8

Heft 12: Zum Beispiel Vilém Kostka. Der tschechische Widerstand vor dem Oberlandesgericht Dresden. Ein Haftschicksal in Briefen 1941–1945, 2001, ISBN 978-3-934382-03-9

Heft 13: Friedrich Salzburg: Mein Leben in Dresden vor und nach dem 30. Januar 1933. Lebensbericht eines jüdischen Rechtsanwalts aus dem amerikanischen Exil im Jahr 1940, 2001, ISBN 978-3-934382-04-6

Heft 14: „... ist uns noch allen lebendig in Erinnerung". Biografische Porträts von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie"-Anstalt Pirna-Sonnenstein, 2003, ISBN 978-3-934382-07-7

Heft 15: Hans Corbat: „Unserer Entwicklung steht er feindselig gegenüber." Erlebnisse in kommunistischen Lagern und Gefängnissen in Berlin, Torgau und Bautzen 1946–1956, 2004, ISBN 978-3-934382-10-7

Heft 16: Kassiber aus Bautzen. Heimliche Briefe von Gefangenen aus dem sowjetischen Speziallager 1945–1950, 2004, ISBN 978-3-934382-11-4

Heft 17: Gezeichnet. Kunst und Widerstand. Das Künstlerpaar Eva Schulze-Knabe (1907–1976) und Horst Schulze (1903–1942), 2005, ISBN 978-3-934382-17-6

Heft 18: Peter Blachstein: „In uns lebe die Freiheit". Zeugnisse zum frühen Konzentrationslager Burg Hohnstein, 2005, ISBN 978-3-934382-16-9

Heft 19: Benno Kirsch: Walter Linse. 1903 – 1953 – 1996, 2007, ISBN 978-3-934382-19-0

Heft 20: Auf dem Weg zu den Schwänen. Eine Erinnerung von Hannelore Hahn, 2008, ISBN 978-3-934382-21-3

Diese Hefte können zum Preis von 5,50 € ab Heft 17: 8,50 € incl. MwSt. zzgl. Versandkosten bezogen werden über:
Stiftung Sächsische Gedenkstätten, Dülferstr. 1, 01069 Dresden,
Telefon: (0351) 4 69 55 40, Telefax: (0351) 4 69 55 41,
http://www.stsg.de, E-Mail: info@stsg.smwk.sachsen.de

Hannelore Hahn wurde 1926 in Dresden geboren und wuchs in einer assimilierten jüdischen Unternehmerfamilie auf. Sie erlebte eine unbeschwerte Kindheit, bis die Nationalsozialisten an die Macht kamen. Ende 1937 floh ihre Familie in die Tschechoslowakei und emigrierte 1938. In der vorliegenden Autobiografie schildert sie in epischen Bildern die Kinderjahre in Dresden, die Flucht aus Deutschland und die schwierige Ankunft in Amerika. Den Erinnerungen vorangestellt ist eine biografische Skizze, verknüpft mit historischen Fakten. Hannelore Hahn berichtet von einer Welt, die zur Geschichte Dresdens gehört, die aber für immer vergangen ist. Wie groß der Verlust ist, wird in dieser Erzählung sichtbar.

STIFTUNG
SÄCHSISCHE GEDENKSTÄTTEN
zur Erinnerung an die Opfer
politischer Gewaltherrschaft

ISBN 978–3–934382–21–3